GESCHICHTE

COMPACT Geschichte

MAGAZIN FÜR SOUVERÄNITÄT

COMPACT-Geschichte Nr. 10 | 9,90 EUR · compact-online.de

Jan von Flocken

Deutsche Kaiser

Glanz und Gloria aus 1000 Jahren

191133 209906 10

Karl der Große (768–814)

Friedrich I. Barbarossa (1152–1190)

Karl V. (1519–1556)

Ferdinand II. (1619–1637)

Wilhelm II. (1888–1918)

Die Herrscher des heiligen Reiches

Karolinger

800–814 Karl der Große
814–840 Ludwig der Fromme
840–876 Ludwig der Deutsche
876–887 Karl der Dicke
887–899 Arnulf von Kärnten
900–911 Ludwig das Kind

Sächsische Dynastie

919–936 Heinrich I.
936–973 Otto I., der Große
973–983 Otto II.
983–1002 Otto III.
1002–1014 Heinrich II., der Heilige

Salische Dynastie

1024–1039 Konrad II.
1039–1056 Heinrich III.
1056–1106 Heinrich IV.
1106–1125 Heinrich V.
1125–1137 Lothar von Supplinburg

Dynastie Hohenstaufen

1138–1152 Konrad III.
1152–1190 Friedrich I., Barbarossa
1190–1197 Heinrich VI.
1198–1208 Philipp von Schwaben
1212–1250 Friedrich II.
1250–1254 Konrad IV.

Wechselnde Dynastien

1254–1273 «Interregnum»
(Alfons von Kastilien/Richard von Cornwall)
1273–1291 Rudolf I. von Habsburg
1292–1298 Adolf von Nassau
1298–1308 Albrecht I. von Habsburg
1308–1313 Heinrich VII. von Luxemburg
1314–1346 Ludwig IV., der Bayer
1346–1378 Karl IV.
1378–1400 Wenzel
1400–1410 Ruprecht von der Pfalz
1410–1437 Sigmund von Luxemburg

Dynastie Habsburg

1438–1439 Albrecht I.
1440–1493 Friedrich III.
1493–1519 Maximilian I.
1519–1556 Karl V.
1556–1564 Ferdinand I.
1564–1576 Maximilian II.
1576–1612 Rudolf II.
1612–1619 Matthias
1619–1637 Ferdinand II.
1637–1657 Ferdinand III.
1657–1705 Leopold I.
1705–1711 Joseph I.
1711–1740 Karl VI.

Dynastie Habsburg-Lothringen

1740–1765 Franz I.
1765–1790 Joseph II.
1790–1792 Leopold II.
1792–1806 Franz II.

Dynastie Hohenzollern

1871–1888 Wilhelm I.
1888 Friedrich III.
1888–1918 Wilhelm II.

Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, die sogenannte Reichskrone, vermutlich 962 oder 968 für Kaiser Otto der Großen angefertigt (Bügel aus dem 11. Jh.). Zur Krönung deutscher Könige und römischer Kaiser bis 1792 verwendet.
Foto: picture-alliance / IMAGNO/Gerhard Trumler

Unsere Majestäten

_ von Jan von Flocken

«Aus dem großen Kaisersaale zu Frankfurt konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe wieder herausbringen (…), und wir hielten denjenigen für unseren wahrsten Freund, der uns bei den Bildern der sämtlichen Kaiser etwas von ihren Taten erzählen mochte.» Dies notierte Johann Wolfgang von Goethe in seinen Lebenserinnerungen. Es geschah um 1765, zu einer Zeit, als im deutschen Bürgertum allmählich das Interesse an unserer Vergangenheit erwachte. Namentlich das lange als finster und rückständig verachtete Mittelalter geriet in den Fokus der Aufmerksamkeit. Und mit ihm die Kaiser, die diese und spätere Epochen prägten, ja verkörperten.

Heute hat sich das Ruder wieder gedreht. Deutsche Geschichte ist aus dem Blickfeld weitgehend getilgt, sofern es sich nicht um die zwölf Jahre NS-Herrschaft handelt. Natürlich hat der politisch korrekte Bundesbürger gelernt, Kaiser Wilhelm II. sei ein blutdürstiger Militarist und Kriegstreiber gewesen. Von dem bewunderungswürdigen Franzosen Napoleon weiß man, wie unglaublich fortschrittlich er agiert habe. Über die epochemachenden Reformen des Kaisers Joseph II. 30 Jahre zuvor herrscht weitgehende Unkenntnis.

Im Kaisersaal des Frankfurter Römers sind 52 deutsche Herrscher dargestellt. Foto: picture alliance / imageBROKER

Erinnerung an die Altvorderen

Gewiss, man hat etwas gehört von Friedrich Barbarossa, wobei die kernigen Balladen über ihn aus der Feder von Heine, Uhland oder Rückert längst aus dem Schulstoff verbannt sind, ebenso wie jedwedes gereimte Kulturgut der Deutschen gemeinsam mit dem klassischen Bildungskanon unterzugehen droht. Bei vielen Burgführungen hingegen werden heute gutgläubigen Besuchern die Zisterne als Kerker oder Küchenspeicher als Folterkammern aufgeschwatzt. Mehr oder weniger wüstes Gekloppe und barockes Sprachgeklingel auf Mittelaltermärkten sollen als authentisch gelten.

Aber wer trug vor Olims Zeiten die Verantwortung? Wer nahm mit der Würde auch die Bürde auf sich? 1.100 Jahre ist es her, da vermachte der todkranke Frankenkönig Konrad I. ausgerechnet seinem ärgsten Widersacher Heinrich von Sachsen die Krone, verbunden mit dem grimmigen Wunsch, er möge «hinfort selbst verspüren, wie schwer dieser Reif den Träger drückt».

Schenken wir unsere Aufmerksamkeit diesen Gestalten auf dem Kaiserthron. Keineswegs allen, denn nicht jeder Salier, Staufer, Wittelsbacher oder Habsburger war auch ein Charakter. Einige von ihnen haben, um es mit Sebastian Haffner zu sagen, wenig ausgerichtet, aber eine Menge angerichtet. Doch es gilt: «Die Kaiser und die Deutschen ihrer Zeit enthüllen unsere Art und unsere Schwäche, wir erkennen die Zwietracht, die Größe einzelner Herrscher, ihren Ruhm, ihre Irrtümer, Fehler und Niederlagen sowie das blutige Schicksal des Abendlandes» – so Alfred Mühr vor 50 Jahren in seinem großen Kaiserkompendium. Ob sie uns inspirieren, ob wir sie verstehen oder als Schatten abtun – sie bleiben deutsche Historie nebst unserer höchst bewegten Vergangenheit.

Männer formten Deutschlands Geschichte! Dies steht heutzutage ganz oben auf dem immer umfangreicheren Index verpönter Meinungen. Und genau gegen diesen Stachel löcken die folgenden Seiten. Es sei der Hoffnung Raum gegeben, dass die Beschäftigung mit unseren Altvordern nicht, wie Goethe am Ende resignierend meinte, «zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblichen Streit» hervorrufe. Vielmehr soll seine Maxime gelten:

«Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.» ■

Neue Begeisterung für das Mittelalter: Johann Wolfgang von Goethe. Ölgemälde von Anton Johann Kern, 1765. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Begründer des Abendlandes

_ Karl der Große (768–814)

Der Mythos von «Carolus Magnus» lebt bis heute fort. Die Vereinnahmung unseres ersten Kaisers für die sogenannte europäische Idee widerspricht jedoch den historischen Tatsachen.

> Karl betrachtete sich selbst als «Schwertarm der Kirche».

Offiziell wurde er 1165 heiliggesprochen. Zu einer Zeit, als Karl in Gesängen, Romanen und Legenden längst in die Schar der Heiligen aufgenommen war. Die mittelhochdeutsche Literatur sagte ihm direkte Verbindungen zu den himmlischen Mächten nach – er habe sogar das dürre Holz der Kriegslanzen in einen grünenden Wald verwandelt, hieß es. Schon der antike Historiker Plutarch urteilte über Romulus, den Gründer der Stadt Rom, dessen Lebensgeschichte komme «vielen verdächtig vor, weil sie sich so märchenhaft gut für die Theaterbühne eignet». Ähnliches könnte man auch über Karl den Großen sagen. Vor dem geistigen Auge erhebt sich eine Persönlichkeit, die im damals wahrlich düsteren Mittelalter General, Staatsmann, Ökonom, Gesetzgeber, Theologe, Bildungsreformer, Astronom und Kunstförderer in einer Person war.

Diese nachgerade übermenschliche Kombination positiver Eigenschaften verführte eine Außenseiterzunft der Historiker sogar dazu, Karl dem Großen die Existenz rundweg abzusprechen. Er verkörpere lediglich einen in Jahrhunderten gewachsenen Mythos, so Heribert Illig 1996 in seiner Untersuchung *Das erfundene Mittelalter*. Was dieser These einige Nahrung zuführt, ist die Tatsache, dass wir über Karls Kindheit und Jugend so gut wie nichts wissen. Weder sein Geburtsjahr noch der Ort sind bekannt. Um Letzteren konkurrieren ein Dutzend Ortschaften, von Aachen, Lüttich und Ingelheim bis zum bayerischen Oberzeismering. 1.000 Jahre lang

Die Kaiserkrönung Karls im Jahre 800 bildet einen Höhepunkt abendländischer Geschichte. Gemälde von Friedrich Kaulbach (1822–1903) in der Galerie des Münchener Maximilianeums. Foto: CC0, Wikimedia Commons

stand als Karls Geburtsjahr 742 in den Geschichtsbüchern fest. 1973 wies dann der Historiker Karl Ferdinand Werner in einer langen Abhandlung nach, dass der 2. April 747 das korrekte Datum sei. Sein Bonner Kollege Matthias Becher widersprach 1992: Er präferierte den 2. April 748.

«Vollstrecker der Weltgeschichte»

Wie dem auch sei, im Alter von 20 oder 21 Jahren steht Karl plötzlich vor uns als vollendeter Mensch, König der Franken und Erbe seines Vaters, dem selbst ernannten fränkischen Herrscher Pippin, genannt «der Jüngere». Was nun folgt, ist eine nahezu beängstigende Erfolgsgeschichte. Sie ist von so großer Wirkung, dass im 19. Jahrhundert der Gelehrte Leopold von Ranke in der Person Karls einen «Patriarchen des Kontinents» und «Vollstrecker der Weltgeschichte» sah, der den nachantiken Verfallsprozess aufgehalten und mit seiner Ausbreitung des Christentums die Grundlagen des tausendjährigen Reiches der Deutschen geschaffen habe.

Schon 774 eroberten Karls Reiterheere das Reich der Langobarden in Oberitalien. Er führte nun den Titel «König der Franken und Langobarden» (Rex Francorum et Langobardorum). In Spanien verschob er die fränkische Herrschaft bis an den Oberlauf des Ebro-Flusses. Aus dem westlichen Donauraum wurden die aus Asien stammenden Awaren vertrieben.

Unglaubliche 53 Kriegszüge soll Karl in seinem Leben geführt haben – allein 18 gegen die Sachsen, sieben gegen die Araber in Spanien, fünf gegen die Sarazenen in Süditalien und dann noch gegen Elbslawen, Awaren, Langobarden, Angelsachsen. Das war nur möglich, indem schon damals ein Vorläufer der allgemeinen Wehrpflicht eingeführt wurde. Alle Untertanen vom zwölfjährigen Knaben aufwärts waren «heerbannpflichtig», das bedeutet, sie mussten sich im Kriegsfalle jeder nach seinem Besitzstand ausrüsten, vom Proviant bis zu den Kriegswaffen. Bei dem Ort Staßfurt an der Bode etwa versammelte sich im Jahr 804 eine Truppe «mit vollzähliger Mannschaft, alle wohl bewaffnet und ausgerüstet». Die von den Reichsten gestellte Reiterei hatte sich einzufinden, «ein jeder mit Schild, Lanze, Schwert und Halbschwert, Bogen und Köcher mit Pfeilen». Karl überließ nichts dem Zufall und befahl: «Auf Euren Karren ladet Ihr Werkzeuge jeder Art, Beile und Brecheisen, Bohrer, Äxte, Hacken, eiserne Spaten und was sonst gegen den Feind nötig ist.»

Der Kaiser soll 53 Kriegszüge in seinem Leben geführt haben.

Niederwerfung der Sachsen

In sämtlichen eroberten Gebieten ließ Karl voller Eifer das Christentum verbreiten. Der Mann, unter dessen Ägide angeblich 16 Kathedralen und 232 Klöster errichtet wurden, schreckte dabei auch nicht vor Gewaltmaßnahmen zurück. Er betrachtete sich selbst als «Schwertarm der Kirche» und schrieb im Jahre 796 an den Papst in Rom: «Unsere Aufgabe ist es, die Kirche Christi überall vor dem Ansturm der Heiden und vor der Verwüstung der Ungläubigen draußen mit den Waffen zu verteidigen und sie drinnen im Land durch Anerkennung des katholischen Glaubens zu befestigen.» Weil der im heutigen Niedersachsen siedelnde Volksstamm der Sachsen unter seinem Führer Widukind die Annahme der christlichen Religion verweigerte, kam es zum mehr als 30 Jahre währenden kriegerischen Konflikt. Hier zeigte Karl seine düstere Seite, als er 782 in Verden an der Aller angeblich 4.500 gefangene Sachsen abschlachten ließ. Mag diese Zahl auch übertrieben sein, höchstwahrscheinlich beruht sie auf dem Schreibfehler eines lateinischen Kopisten, der das Wort «delocati» (umgesiedelt) mit «decol-

Karls kaiserliche Signatur. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Bild links: Auch im Kampf gegen islamische Invasoren zeichnete sich Karl aus. Die Farbskizze von Alfred Rethel (1816–1859) zeigt den Sieg des Frankenkönigs über die Sarazenen im Jahr 778. Foto: picture-alliance / akg-images

Bild rechts: Der Herrscher im vollen Ornat. Darstellung von Philipp Veit (1793–1877) im Frankfurter Römer, 1843. Foto: picture alliance / akg-images

lati» (geköpft) verwechselte, sie zeigt doch, wozu man den Mann in seinem Furor für fähig hielt.

Den unbestreitbaren Höhepunkt in Karls Dasein bildete die Krönung zum Römischen Kaiser am 25. Dezember 800 in der Petersbasilika. Die Karolingischen Reichsannalen berichten darüber: «Als der König gerade am heiligen Weihnachtstage sich vom Gebet vor dem Grab des seligen Apostels Petrus zur Messe erhob, setzte ihm Papst Leo die Krone aufs Haupt. Und nach den lobenden Zurufen wurde er vom Papst nach der Sitte der alten Kaiser durch Kniefall geehrt und fortan (…) Kaiser und Augustus genannt.» Zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben legte Karl vor der Prozedur statt der altgewohnten fränkischen Kleidung das Purpurgewand eines antiken Römerkaisers an.

Die Krönung erfolgte im Purpurgewand antiker Römerkaiser.

Schon Leos Vorgänger auf dem Stuhl Petri, Hadrian I., hatte eng mit Karl kooperiert. 774 empfing er ihn erstmals in Rom, salbte sieben Jahre später dessen Söhne zu Königen der Langobarden (Oberitalien) und von Aquitanien (Südfrankreich). Hadrian führte eine neue Zeitrechnung ein. Päpstliche Urkunden wurden nicht mehr nach den Regierungsjahren des Kaisers von Ostrom (Byzanz) datiert, sondern nach den Jahren seines eigenen Pontifikats. Außerdem ließ er Münzen mit seinem Bildnis prägen, nicht mehr mit dem Antlitz des oströmischen Kaisers. Diese Los-von-Byzanz-Bewegung durch Ausrufung eines westeuropäischen Kaisertums zu zementieren, kam freilich weder Hadrian noch Karl in den Sinn. Es schien ihnen wohl zu revolutionär.

Stellvertreter Christi

Nach Hadrians Tod 795 setzte Papst Leo III. dessen Politik fort. Als er dem Franken die Krone überreichte und ihn zu «Karl dem Erhabenen, dem von Gott gesandten und friedebringenden Kaiser der Römer» proklamierte, brachte er einen abendländischen Mythos in Gang, der das Reich der Deutschen während der folgenden 500 Jahre einen Großteil seiner Kräfte kosten sollte. Karl der Große wurde zum Begründer eines universellen Herrschaftsanspruchs als Nachfolger der antiken römischen Imperatoren.

Immer wieder ergötzten sich gerade die hartnäckigsten Verfechter der Universalmonarchie an Karls Person. Kaiser Otto III. ließ im Jahre 1000 die Gruft des Herrschers zu Aachen öffnen, um einsame Zwiesprache mit dem Toten zu halten. Der

Staufer Friedrich I. alias «Barbarossa» bettete Karls Gebeine aus der Aachener Pfalzkapelle in den Dom um und erreichte Ende 1165 sogar dessen Heiligsprechung – freilich nur durch einen illegitimen Gegenpapst. Friedrichs gleichnamiger Enkel ließ 1215 daselbst einen prunkvollen Schrein aus vergoldetem Silber errichten, der Karl den Großen zeigt, wie er als Stellvertreter Christi erhaben thronend den Papst und die Erzbischöfe überragt. Sah der Mann auch beeindruckend aus? «So bot seine Gestalt im Stehen wie im Sitzen eine höchst würdige und stattliche Erscheinung. Sein Gang war selbstbewusst, die ganze Körperhaltung männlich», schildert ihn ein zeitgenössischer Chronist. Allerdings moniert er Karls hervortretenden Bauch «und eine helle Stimme, die zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte».

Karls zivilisatorische Leistung bestand vor allem in einer effizienten Verwaltung seines riesigen Territoriums. So setzte er als wirksames Kontrollorgan die sogenannten Königsboten (missi dominici) ein, um Kultus, Finanzen und Gerichtswesen zu überwachen. Verlängerter Arm des Kaisers wurden bis zu 230 Grafen, die gleichzeitig als Richter, militärische Vorsteher und Finanzbeamte fungierten. Auch konnte er sich auf die Bischöfe stützen, die meist aus den örtlichen Adelsfamilien stammten und nicht nur im geistlichen, sondern auch im weltlichen Bereich eine bedeutende Rolle spielten. Überhaupt waren Glaube und Politik zu jener Zeit oft eng verzahnt. Nicht umsonst hatte sich Karl den Titel «defensor ecclesiae» (Verteidiger der Kirche) zugelegt. Er ordnete an, jedem Kloster und jeder Hauptkirche eine Schule anzugliedern. Auf dem Stundenplan dieser Domschulen standen Grammatik, Logik, klassische Literatur, Mathematik, Astronomie und natürlich Religion nebst Psalmengesang. «Auf die Verbesserung des Lesens und Singens in der Kirche wandte er große Sorgfalt», berichtet Biograf Einhard. «Wenn er auch selbst nicht öffentlich las und nur leise im Chor sang.»

Volksverbundener Regent

All diese Vorgänge, vom Schulwesen bis zur Landwirtschaft, kontrollierte der Monarch höchstselbst, indem er rastlos im Reich umherzog. Man hat berechnet, dass seine Reisen insgesamt zweimal die Äquatorstrecke umfassten. Dabei trat er sehr volksverbunden auf und verabscheute den Luxus seidener Kleider. Er trug demonstrativ das Hemd und das Leinenwams des fränkischen Volkes, unten zugebundene Hosen, im Sommer einen robusten blauen Mantel, im Winter einen Pelz aus dem Fell von Fischottern oder Mardern. Die Wege des Kaisers sowie seine Tätigkeit als Reformer von Handel, Bildung und Wissenschaft gehen aus Berichten von Zeitgenossen hervor, die Karl persönlich kannten. Hier sind in erster Linie der gelehrte Angelsachse Alkuin und dessen Schüler Einhard zu nennen; weiter der Germane Warnefried, besser bekannt unter seinem Mönchsnamen Paulus Diaconus, sowie Petrus von Pisa. Ihre Aufzeichnungen nebst anderen Dokumenten lassen die eingangs erwähnte Verschwörungsthese von Karl als dich-

Diamantener Talisman des Kaisers. Foto: Garitan, CC BY-SA, Wikimedia Commons

«Sein Gang war selbstbewusst, die ganze Körperhaltung männlich.»
Chronist

Durch den Sturz der heidnischen Irmensäule 772 festigte er das Christentum in Deutschland. Entwurf für ein Fresko im Rathaus zu Aachen, Alfred Rethel 1846/48. Foto: picture-alliance / akg-images

Das verschwundene Grab

Die sterblichen Überreste Karls des Großen wurden mehrere Male innerhalb des Aachener Doms umgebettet. Nach seiner Beisetzung im Jahr 814 in der Pfalzkapelle soll laut seinem Biografen Einhard über dem Grab ein goldener Bogen errichtet worden sein, doch als Otto der Große 186 Jahre später Karls letzte Ruhestätte aufsuchen wollte, fand sich dort kein Bogen mehr. Man vermutet, dass Mönche das Grab unkenntlich gemacht hatten, um es vor Plünderungen durch die Normannen zu schützen. Otto fand den Sarkophag mit den Gebeinen Karls schließlich doch. 165 Jahre danach, im Jahr 1165, ließ Friedrich Barbarossa das Grab abermals öffnen und verbrachte die sterblichen Überreste in einen hölzernen Schrein auf dem Allerheiligenaltar. Noch einmal 50 Jahre später bettete Friedrich II. Karls Gebeine ein letztes Mal um – in den vergoldeten Karlsschrein, der bis heute in der Chorhalle des Aachener Doms steht. Vom ursprünglichen Grab fehlt heute jegliche Spur. Archäologen haben vergeblich versucht, es zu finden. Manche bezweifeln sogar, dass man die Grabstätte jetzt noch wiedererkennen würde.

Letzte Ruhestätte des Karolingers: Karlsschrein im Aachener Dom. Foto: CC0, Wikimedia Commons

terischer Erfindung sehr zweifelhaft erscheinen. Eine Mythologisierung setzte erst später, dann aber umso vehementer ein. So schrieb man Karl etwa zwölf ständige Kampfgefährten (Paladine) zu, darunter den populären Roland und Bischof Turpin, was schon sehr vordergründig an die zwölf Apostel Jesu Christi erinnert.

> «Kein Wort über Europa.»
> Historiker Johannes Fried

Erstaunlicherweise bewältigte Karl sein immenses Arbeitspensum, obwohl er Analphabet war. Dies nennt sein beflissener Schönredner Einhard in der *Vita Karoli Magni* als einzigen Makel des Herrschers. Seine verschnörkelte Unterschrift auf etlichen Urkunden wurde zuvor von Kanzlisten angefertigt. Karl zeichnete lediglich mit sechs Federstrichen eine geometrische Figur in die Mitte, wodurch das Dokument Rechtskraft erlangte. Gleichzeitig betont Einhard aber, Karl habe sehr wohl das Lesen sowie mehrere Fremdsprachen beherrscht, was die Angelegenheit einigermaßen rätselhaft macht.

Franzose oder Deutscher

Im 19. Jahrhundert entbrannte ein Streit darüber, ob der Monarch in erster Linie Franzose (Charlemagne) oder Deutscher (Karl der Große) gewesen sei. Die germanische Fraktion konnte immerhin für sich verbuchen, dass er sein Weihnachtsfest 19-mal im deutschen Aachen und nur sechsmal in Gallien feierte. Überzeugender wirkt das Argument, er habe die «lingua theodisca» (die deutsche Sprache) als seine eigene bezeichnet.

Da jegliches Nationalgefühl heutzutage auf dem Index politischer Inkorrektheit steht, eskalieren die Bemühungen, den Herrscher vorrangig als großen Europäer zu präsentieren. Doch dieser viel strapazierte Begriff spielte vor 1.200 Jahren kaum eine Rolle. «Bei seinem Biografen Einhard, der Jahrzehnte am Hof seines Herrn in Aachen verbrachte, oder in den "Reichsannalen", den im Umfeld des sogenannten karolingischen Hofes entstandenen Jahrbüchern des fränkischen Reiches: kein Wort über Europa. Wie es scheint, waren es vor allem gebildete Fremde, Iren und Angelsachsen, die von Europa sprachen, keine Franken», konstatiert der Mittelalter-Experte Johannes Fried.

Höchst absonderliche Blüten trieb im Jahre 2000 der Versuch, Karl zum Vater eines vereinten Europas zu stilisieren. Unter dem Titel «Charlemagne – The Making of Europe» wurde der Franke anlässlich des 1.200. Jahrestages seiner Kaiserkrönung mittels einer musealen Großgedenkfeier international vermarktet – so als wäre er ein früher Vorläufer des EU-Präsidenten. Dabei überging man mit bemerkenswerter Ignoranz den offensichtlichen Fakt, dass Karls Frankenreich zwei Drittel des heutigen Europas gar nicht umfasste. Von Großbritannien bis Polen, von Schweden bis Griechenland

Blick auf die Aachener Pfalzkapelle. Foto: engel.ac, Shutterstock.com

– keine Spur vom angeblich vereinten Erdteil. Auch Mitteldeutschland, Unteritalien, die französische Bretagne und der Balkan zählten nicht dazu.

Von trauter Eintracht also keine Spur. Völkische Animositäten waren hingegen dem frühmittelalterlichen Europa durchaus nicht fremd. So wurde ein aus Irland stammender Schreiber an Karls Hof von seinen Kollegen tituliert als «Du verrückter irischer Fresssack, stinkendster Auswurf eines Esels, Rindvieh ohne Verstand». Der Kaiser soll sich darüber herzlich amüsiert haben. Womöglich hat der Erlanger Professor Werner Goez Recht, wenn er mit Blick nach Brüssel und zur Empörung seiner Zunft Karl den Großen als «Erzvater des europäischen Totalstaates» bezeichnet.

Karl war viermal verheiratet und zeugte mit fünf weiteren Konkubinen 18 Erben.

Seit 810 litt der Kaiser an Fieberanfällen. Seine Söhne Pippin und Karl starben. Es war Zeit, an den Abschied von dieser Welt zu denken. Noch einmal kam es zu einer prunkvollen Zeremonie. Am 18. September 813 erschien Karl im vollen Kaiserornat vor dem Aachener Dom, die Krone auf dem Haupt, am Stock gehend und begleitet von seinem Sohn Ludwig, den man später «den Frommen» nannte, wobei «der Jammervolle» treffender gewesen wäre. Die weltlichen und geistlichen Würdenträger huldigten im Dom dem 35-jährigen Ludwig als Nachfolger auf dem Thron. Nach der Zustimmung aller Paladine durfte er sich selbst die Kaiserkrone aufsetzen! So gewaltig waren Macht und Ansehen des großen Karl, dass man auf den Segen des Papstes verzichten konnte.

Tod in Aachen

Nach 46 ereignisreichen Regierungsjahren starb Karl am 28. Januar 814 in Aachen. Er war viermal verheiratet und zeugte mit weiteren fünf namentlich bekannten Konkubinen insgesamt 18 Erben. Gleichwohl zerfiel sein Reich noch schneller, als es entstanden war. Sein testamentarischer Wunsch vom Februar 806, er wolle «den Staat nicht in Verwirrung und Unordnung hinterlassen, nicht eine Auseinandersetzung in Zank und Streit um das ganze Reich», fand keine Erfüllung. Seine Söhne bekämpften sich gnadenlos. Schon 843 kam es in Wirten (heute Verdun) zur Reichsteilung unter mehreren Nachkommen. Zwei weitere Teilungen folgten. Das Werk des Kaisers versank für mehr als 100 Jahre in völliger Stagnation. Der Mythos von «Carolus Magnus» aber lebt bis heute. ■

Ende des Frankenreichs

Ab 831 begannen die Söhne Ludwigs des Frommen mit der Teilung des Reiches Karls des Großen.

Vertrag von Verdun 843

- Reich Lothars I.
- Reich Ludwigs d. Deutschen
- Reich Karls II. d. Kahlen

Vertrag von Meerssen 870

- Reich Ludwigs d. Deutschen
- Reich Karls II. d. Kahlen
- Reich Ludwigs II.

Verträge von Verdun und Ribemont 879/880

- Reich Ludwigs d. Deutschen
- Reich Karls II. d. Kahlen
- Reich Ludwigs II.
- Gesamtreich Karls III. 887

Grafik: COMPACT

Das goldene Zeitalter

_ Otto der Große (936–973)

Mit Mut besiegte er seine Feinde, mit Geschick sorgte er für Einheit und Frieden im Reich. In Nachfolge Karls erneuerte er schließlich das Kaisertum.

Da sitzt ein Mann von 37 Jahren in langen Winternächten beim Licht einer Ölfunzel und gräbt Buchstaben für Buchstaben in eine mit Wachs überzogene Holztafel. Seine rechte Hand ist verkrampft, die Stirn in tiefe Falten gelegt. Manchmal sinkt ihm vor Müdigkeit der Kopf auf die Brust. Doch er bleibt zäh und zielstrebig, dieser Otto, erster seines Namens auf dem Thron, König der Deutschen, Herrscher eines Reiches, das nahezu halb Europa umfasst. Er wird sich auch am Schreibpult durchsetzen.

Die Magyaren überschwemmten mordend und plündernd das Land.

«Schreiben, die Sichtbarmachung des Gesprochenen, jener geheimnisvolle Vorgang, der es ermöglicht, Gesagtes zu verewigen, es war ihm lange Jahre als Kunst erschienen, die zu erlernen eines echten Mannes nicht würdig war», so Siegfried Fischer-Fabian in seiner Otto-Biografie. Schreiben war Angelegenheit der Kleriker, die es auf den Klosterschulen gelernt hatten. Doch schließlich ärgerte es ihn, dass er kein Buch lesen konnte, sich alle Handschriften vorlesen lassen musste, Botschaften nicht entziffern konnte, kein Latein verstand und für alles quasi einen Dolmetscher benötigte. Zu jener Zeit war der «idiota litterarum», ein Mann auf dem Thron, der weder lesen noch schreiben konnte, durchaus keine ungewöhnliche Erscheinung. Aber Otto unterschied sich auch in dieser Hinsicht von vielen Zeitgenossen.

Mit der «Heiligen Lanze» zog Otto 955 in die Schlacht am Lechfeld. Heute liegt sie unter Panzerglas in der Schatzkammer von Wien. Foto: René Hanke, CC-BY-SA-3.0, Wikimedia Commons

Einiger der deutschen Stämme

Im Sommer 936 war Otto I. aus dem Geschlecht der Sachsenherzöge, Sohn von Heinrich I., zum König des fränkisch-deutschen Reiches gewählt worden. Der zeitgenössische Chronist Widukind von Corvey berichtet: «Dort in Aachen versammelten sich die Herzöge und die hohen Vasallen mit den anderen Vornehmen in der Säulenhalle der Basilika Karls des Großen und führten ihren neuen Herrscher zu einem dort errichteten Thron, und sie reichten ihm die Hände und versprachen ihm Treue, gelobten Beistand gegen alle seine Feinde, und so machten sie ihn nach ihrer Sitte zum König.»

Erzbischof Hildebert von Mainz nahm am Ende der Zeremonie das Reichsschwert mit dem Wehrgehänge und überreichte es Otto mit den Worten: «Empfange dieses Schwert, mit dem Du alle Feinde Christi austreiben sollst.» Dann bekleidete er ihn mit dem Krönungsmantel: «Lass Dich durch diesen Mantel ermahnen, im Eifer für den Glauben und den Himmel zu glühen und auszuharren im Schutz des Friedens bis an Dein Ende.» Schließlich Zepter und Reichsapfel: «Lass Dich durch diese Insignien mahnen, Deine Untertanen in väterlicher Zucht zu halten; reiche vor allem den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen Deine Hand voll Mitleid. Niemals möge auf Deinem Haupte das Öl des Erbarmens vertrocknen.» Dann erfolgten durch Hildebert und Erzbischof Wichfried von Köln die feierliche Salbung und Krönung.

Während der folgenden Jahre gelang Otto das Kunststück, sein von Stammesfehden zerrissenes Land durch zähe Beharrlichkeit und eiserne Willenskraft zu einen. Doch diese Einheit zerfiel immer wieder. 20 Jahre nach seinem Machtantritt leitete Otto das Schlüsselereignis für unsere deutsche Geschichte ein. Es geschah 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg. Seit dem Jahr 899 war das Reitervolk der Magyaren aus der ungarischen Tiefebene 32-mal in deutsches Gebiet eingefallen. Anders als Hunnen oder Mongolen, die wie ein Feuersturm erschienen und rasch wieder verschwan-

den, gebärdeten sich die Magyaren als Aggressor, der niemals Ruhe geben würde. Ihre Scharen überschwemmten mordend und plündernd das Land bis zum Schwarzwald.

Schlacht auf dem Lechfeld

König Otto stellte sich ihnen am 9. August 955 auf dem Lechfeld entgegen. Sein Heer, etwa 8.000 Mann, bestand aus Bayern, Sachsen, Franken, Schwaben, Lothringern und Böhmen. Sie alle kämpften unter dem Banner des Erzengels Michael gegen die zahlenmäßig weit überlegenen Magyaren. Der charismatische Otto hielt vor Beginn der Schlacht eine Rede: «Meine Kämpen, jetzt heißt es guten Mutes sein! Nicht in weiter Ferne, unmittelbar vor Euch steht der Feind. Bis jetzt siegte ich durch Eure nimmer rastende Faust, durch Eure überall in fremden Landen ruhmreichen, nie bezwungenen Waffen, und nun sollte ich in meinem eigenen Lande und Reiche den fliehenden Rücken zeigen müssen? Ich weiß, die Feinde sind uns an Zahl überlegen, nicht aber an Tapferkeit, nicht an Rüstung. Nahezu allen von ihnen fehlen feste Waffen, und – unsere größte Zuversicht – ihnen fehlt Gottes Hilfe.» Er endete mit dem Appell: «Besser ist es, ruhmvoll im Kampf zu fallen, als unter dem Joch der Fremden ein Sklavenleben zu führen.» Danach sprengte er, den Schild und die heilige Lanze in der Hand – eine Reliquie, die sein Vater Heinrich I. 926 erworben hatte – mitten unter die Feinde, das ganze Heer folgte ihm.

> «Besser ist es, ruhmvoll im Kampf zu fallen, als unter dem Joch der Fremden ein Sklavenleben zu führen.» Otto I.

Auf dem Lechfeld errang Otto, den man schon damals «Magnus», den Großen, nannte, einen Vernichtungssieg. Die Ungarn zogen sich für eine lange Zeit zurück. Dieses gemeinsame Kampferlebnis und der Erfolg über einen schier übermächtigen Gegner hinterließen tiefe Spuren. Es war ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zur Einheit aller deutschen

Auf dem Lechfeld traten die vereinten deutschen Volksstämme 955 unter Ottos Führung zum Kampf gegen die Ungarn an. Daraus erwuchs die deutsche Nation. Gemälde (1860) von Michael Echter (1812–1879). Bild: picture alliance / akg-images

Mit seinem rebellischen Bruder Heinrich versöhnte sich Otto am Weihnachtstag. Ölgemälde (1840) von Alfred Rethel (1816–1859). Bild: picture alliance / akg-images

Stämme. Otto selbst fühlte sich bereits ganz als Deutscher. Der zeitgenössische Chronist Luitprand von Cremona, ein Begleiter auf seinem Italienzug, vermerkte ausdrücklich: «Er trug die heimische Kleidung und vermied ausländischen Prunk; auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obgleich er des Romanischen und Slawischen durchaus kundig war.»

Während der zwei Jahrzehnte vor der Schlacht auf dem Lechfeld hatte Otto I. äußerst bittere Zerwürfnisse mit seiner Familie ausstehen müssen, die sich zu existenzbedrohenden Krisen auswuchsen. Er war erst einige Monate König, da rebellierte sein Stiefbruder Thankmar, den man von der Thronfolge ausgeschlossen hatte und der sich um sein Erbe betrogen fühlte, gemeinsam mit Herzog Eberhard von Franken und dem Grafen Wichmann Billung. Es kam zu monatelangen Kämpfen, bis Thankmar schließlich Ende Juli 938 bei der Erstürmung der Eresburg im Hochsauerland den Tod fand. Seine Helfer erlitten eine exemplarische Strafe: Sie mussten vom Marktplatz der Stadt Magdeburg Hunde zur königlichen Pfalz tragen, was als große Schande galt, denn auf diese Weise war man öffentlich «auf den Hund gekommen».

«Er trug die heimische Kleidung und vermied ausländischen Prunk.» Luitprand von Cremona

Verfeindete Brüder

Kaum war diese Krise gemeistert, verschwor sich sein Bruder Heinrich mit den Herzögen Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen, um Otto vom Thron zu stürzen. In einem Gefecht bei Andernach Anfang Oktober 939 wurde Eberhard tödlich verwundet, Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein. Doch Heinrich gab keine Ruhe. Er plante sogar einen Mordanschlag auf seinen Bruder, der noch rechtzeitig entdeckt werden konnte. Dass Otto diesem notorischen Verräter nicht das schuldige Haupt herunterhauen ließ, spricht für seine menschliche Größe; ob es politisch klug war, sei dahingestellt. Stattdessen kam es am Weihnachtstag 941 in Frankfurt am Main zu einer rührenden, sicher auch öffentlichkeitswirksamen Versöhnungsszene zwischen den verfeindeten Brüdern, und Heinrich wurde sogar sieben Jahre später mit dem Herzogtum Bayern belehnt. Auch Liudolf, Ottos Sohn aus erster Ehe, wurde Vergebung zuteil. Er hatte 953/54 einen Aufstand entfesselt, Mainz und Regensburg eingenommen. Nach einer militärischen Niederlage warf er sich dem Vater zu Füßen und verschwand weitgehend aus der Öffentlichkeit.

Ottos Blicke richteten sich nun zunehmend nach Italien oder besser gesagt auf Adelheid, die junge Witwe des Königs Lothar II. von Oberitalien. Die ebenso reiche wie attraktive und intelligente Dame konnte sich in abenteuerlicher Flucht aus einem Verlies ihrer Feinde retten und bat den deutschen König um Beistand. 951 zog der gleichfalls verwitwete Otto erstmals über die Alpen, heiratete im Herbst desselben Jahres die 21-jährige Adelheid und ließ sich in Pavia zum «Rex Francorum et Italicorum» (König der Franken und Italiener) ausrufen. Hier reifte auch sein Plan, die Kaiserwürde Karls des Großen wiederherzustellen.

Kaiserkrönung in Rom

Vorerst hinderten ihn noch die Familienquerelen und der Ungarnfeldzug an der Verwirklichung dieses Vorhabens. 961 dann zog er wieder südwärts und wurde in Mailand von den Adeligen zum König der Langobarden (Lombardei) gekrönt. Danach ging es weiter bis nach Rom, wo Papst Johannes XII., ein Jüngling von 24 Jahren, sich von seinen politischen Feinden hart bedrängt sah. In der Ewigen Stadt «wurde Otto mit wunderbarer Pracht und nach neuem Zeremoniell empfangen und nahm von der Hand des obersten Priesters die kaiserliche Salbung entgegen» (Luitprand von Cremona). Auch Adelheid wurde gekrönt und hinfort als «consors regni» (Mitinhaberin des Königtums) tituliert. Das geschah am 2. Februar 962. Diese Zeremonie in der mit Marmor, Edelsteinen, Gold und Silber verzierten fünfschiffigen Petersbasilika bedeutete eine Erneuerung des

römischen Kaisertums Karl des Großen. In Deutschland nahm Otto damit eine klar über den oft königsgleichen Herzögen stehende Position ein. Die Kaiserwürde stützte seinen politischen Anspruch auf Zentralgewalt und Alleinherrschaft. Otto forderte zudem von den Römern einen Eid, wonach sie vor jeder Papstwahl die Zustimmung von ihm oder seinen Nachkommen einholen mussten. Im Gegenzug versprach er der römischen Kirche seinen Schutz.

Sein eigener Bruder Heinrich plante einen Mordanschlag auf Otto.

Otto zeigte sich freilich auf der Hut, was die Eidesleistungen der Römer betraf. In ihnen, so hatten Eingeweihte dem Kaiser berichtet, «fassen wir alles zusammen, was es an Gemeinheit, Feigheit, Habgier, Protzentum, Verlogenheit, ja überhaupt an Lastern nur gibt». Und Papst Johannes XII. galt als höchst unheiliger Mann. In seiner *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter* schreibt Ferdinand Gregorovius: «Kaum in Amt und Würden, verlor er die Mäßigung des Intellekts und warf sich in den Strudel der ungezügelten Freuden. Sein Lateranpalast sank zu einem Ort wilder Vergnügungen, zu einem wahren Harem herab; die liederlichste Jugend Roms wurde seine Lieblingsgesellschaft. Er verbrachte seine ganze Zeit auf der Jagd, in Spielhöllen, immer einen gefüllten Weinbecher in der Hand.»

Dem Mann war nicht zu trauen, also befahl Otto seinem Schwertträger, beim Gebet in der Peterskirche nicht niederzuknien, sondern aufrecht zu stehen und scharf aufzupassen. «Denn es ist mir wohlbekannt, dass die Treue der Römer sich oft als unzuverlässig erwiesen hat, und ein kluger Mann beugt dem Unheil beizeiten vor, auch wenn es noch fern scheint, auf dass es ihn nicht unvorbereitet überwältige.» Und tatsächlich, kaum war das kaiserliche Heer abgezogen, verbündete sich Papst Johannes XII. mit seinem ehemaligen Gegner Markgraf Adalbert von Ivrea und verleugnete den geschworenen Treueid. Sofort machte Otto kehrt und marschierte nach Rom. Johannes und Adalbert flohen unter Mitnahme des Kirchenschatzes, während der Deutsche mit Leo VIII. einen neuen Papst einsetzte. Johannes erkannte das natürlich nicht an und gebärdete sich weiter als rechtmäßiger Pontifex. Die verworrene Lage konnte dann höchst prosaisch bereinigt werden: Von einem römischen Schankwirt in flagranti beim Ehebruch mit seiner Frau Stefanetta ertappt, wurde Johannes von dem erbosten Gastronomen verprügelt und aus dem Fenster geworfen, sodass er eine Woche später verstarb.

Von der Ostsee bis zur Adria

Im Reich hatte unter Otto I. inzwischen eine Verschiebung der östlichen Grenzen von der Elbe zur Oder stattgefunden. Die dort siedelnden Slawen behielten gegen Tributzahlungen ihr Grundeigentum, nur herrenloses Land wurde zum Königsgut und mit deutschen Kolonisten besiedelt. Zwei

Otto, seit 962 im kaiserlichen Ornat. Porträt-Gemälde (um 1840) von Philipp Veit (1793–1877). Bild: picture alliance / akg-images

Magdeburg (hier der Dom) wurde vom Kaiser zum Erzbistum erhoben. Gemälde (1828) von Carl Hasenpflug (1802–1858). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Otto begegnet 987 dem liederlichen Papst Johannes XII. Foto: CC0, Wikimedia Commons

fähige und äußerst energische Männer sicherten diese Grenzgebiete: Graf Gero hielt die Elbmark, das Territorium zwischen Saale und mittlerer Elbe, Hermann Billung die nach ihm benannte Billungsche Mark an der Niederelbe. In diesen Marken ließ Otto mehrere Bistümer gründen: Merseburg, Zeitz, Meißen, Brandenburg und Havelberg. Magdeburg wurde 968 mit dem Segen des Papstes zum Erzbistum erhoben. Markgraf Gero zwang 963 den Herzog Mieszko I. von Polen zur Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit, wobei Mieszko die christliche Taufe annahm.

Unter Papst Johannes XII. wurde Rom zu einem Ort des Lasters und der Sünde.

Otto I. war nun unbestrittener Herrscher eines großen Reiches, das sich von der Ostsee bis zur Adria erstreckte. Ein stattlicher Herr zudem, von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau. Der Dichter Konrad von Würzburg wusste zu berichten: «Schön und lang war ihm der Bart, denn er pflegte ihn mit großer Sorgfalt. Was auch immer er bei diesem Barte schwor, das alles ließ er immerdar wahr werden.» Andere schildern Ottos außerordentliche Beredsamkeit und nahmen an ihm «eine Art raubtierhafte Unruhe» wahr. «Sein Haupt war blond gelockt, (...) seine Bewegungen rasch und heftig, der Blick seiner großen Augen hatte oft etwas Abschreckendes.» So zog er mit seinem Hofstaat durch das Deutsche Reich, bevorzugt in Magdeburg, Köln, Frankfurt am Main, Ingelheim, Aachen und Quedlinburg residierend.

Geradezu listig operierte Otto bei der Etablierung des sogenannten Reichskirchensystems. Ab 953/54 wurden vakante Bischofssitze (insgesamt 23 an der Zahl) und auch Abteien nur noch mit deutschen Vertrauenspersonen des Königs beziehungsweise mit absolut zuverlässigen Gefolgsleuten besetzt, so etwa mit Ottos jüngerem Bruder Brun, den er als Erzbischof von Köln einsetzte. Der königliche Kanzler Poppo, ein fränkischer Graf, bekam das Bistum Würzburg, Ottos Berater Othwin wurde Bischof von Hildesheim. Diese Kleriker verpflichteten sich, die weltliche Politik des Kaisers in jeder Beziehung zu unterstützen. Damit wurde die Zentralgewalt des Monarchen auf eine sichere und dauerhafte Grundlage gestellt. Und noch etwas: Da die geistlichen Würdenträger aufgrund des Zölibats keine legitimen Nachkommen hatten, fielen deren Rechte und Privilegien nach ihrem Tod an den König zurück.

Frieden mit Byzanz

Nach all dem Familien- und Verwandtenaufruhr kam es in der Dynastie zum versöhnlichen Ende. Am Weihnachtstag 967 führte Otto I. seinen zwölfjährigen Sohn gleichen Namens in die Petersbasilika zu Rom und ließ ihn dort vom Papst zum kaiserlichen Nachfolger krönen. Sohn Otto wurde dann

Otto und seine Gemahlin Edgitha werden im wiederaufgebauten Magdeburg feierlich empfangen. Wandgemälde (um 1906) von Hugo Vogel (1855–1934). Bild: picture alliance / akg-images

Das Heilige Römische Reich
um das Jahr 1000

Grenze des Reiches 972 (Otto I.)
Regnum Teutonicum
Regnum Italeum
Geistliches Gebiet
Marken

Grafik: COMPACT

Des Kaisers Tod

«Am Dienstag aber vor Pfingsten [973] kam er [Otto I.] an einen Ort, der Memleben heißt. In der folgenden Nacht stand er wie gewöhnlich mit der Dämmerung von seinem Lager auf und wohnte den nächtlichen und morgendlichen Lobgesängen bei. Darauf ruhte er ein wenig. Nachdem hierauf die Messe zelebriert worden war, spendete er nach seiner Gewohnheit den Armen (…). Zur Mittagsstunde aber kam er fröhlich aus seinem Gemach und setzte sich heiter zu Tisch. Nach vollbrachter Aufwartung wohnte er der Vesper bei. Als aber das Magnificat gesungen war, begann er bereits zu fiebern und sich matt zu fühlen. Als dies die umstehenden Fürsten bemerkten, setzten sie ihn auf einen Sessel. Da er aber das Haupt neigte, als wäre er schon verschieden, weckten sie ihn wieder zum Bewusstsein; er begehrte das Sakrament des Leibes und Blutes Gottes, nahm es und übergab dann ohne Seufzer mit großer Ruhe den letzten Hauch dem barmherzigen Schöpfer aller Dinge unter den Klängen der liturgischen Sterbegesänge.» (Widukind von Corvey in seiner *Res gestae Saxonicae*)

Pfalz Memleben im Burgenlandkreis (Sachsen-Anhalt): Hier war bereits Ottos Vater gestorben. Ahnte der Herrscher seinen Tod? Foto: GFreihalter, CC BY-SA, Wikimedia Commons

Fünf Jahre später mit der byzantinischen Prinzessin Theophano, Nichte das Kaisers Johannes I., verheiratet, wodurch es zum Frieden und zur Annäherung mit dem mächtigen Oströmischen Reich kam – ein Meisterstück der ottonischen Diplomatie. Die Dame Theophano führte einen ungeheuer reichen Brautschatz mit sich und wird überdies in den kommenden Jahrzehnten eine überragende politische Rolle als Vormund und Regentin für den minderjährigen Kaiser Otto III. spielen.

Die Ausrichtung dieser Hochzeit am 14. April 972 in Rom war eine der letzten Amtshandlungen des Kaisers. Mit seiner Gemahlin Adelheid und dem jungen Ehepaar weilte er zum Osterfest 973 in Quedlinburg, wo er auch noch einen Reichstag abhielt. Hier empfing er Gesandte aus Italien, Byzanz, Polen, Ungarn, Dänemark, Kastilien, Aragon und der päpstlichen Kurie. Inzwischen weißhaarig geworden, bot er nun einen Anblick von heiterer, gütiger Gelassenheit. Sein Werk war vollendet. Am 7. Mai 973 starb Otto der Große in der Pfalz Memleben.

Der Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg urteilte etwa 40 Jahre nach Ottos Tod: «In seinen Tagen erstrahlte das goldene Zeitalter.» ■

Listig etablierte Otto das Reichskirchensystem.

«Wie unser Heiland»

_ Heinrich III. (1039–1056)

Er vereinigte das Königreich Deutschland mit Burgund und Italien – und schuf Ordnung in Rom. Ein viel zu früh verstorbener Herrscher.

Nachdem 1024 die sächsisch-ottonische Dynastie im Mannesstamm ausstarb, wählten die Fürsten nach nur acht Wochen im Städtchen Kamba gegenüber von Oppenheim am Rhein den Herzog Konrad einstimmig zum römisch-deutschen König. Er entstammte dem Haus der Salier, wie man die am Niederrhein residierenden Franken nannte. Als hoch angesehener Krieger und Politiker war Konrad überdies mit der ebenso hübschen wie klugen und vor allem reichen Herzogin Gisela von Schwaben verheiratet.

Der erste Salier-Kaiser

Das genaue Geburtsdatum Konrads II. ist unbekannt. Auch das Jahr kennen wir nicht. Selbst bei einem Herzogssohn war das keineswegs ungewöhnlich. Ganz anders als heute galt im Mittelalter die Geburt eines Menschen als wenig erwähnenswert. Er kam ja belastet mit der Erbsünde auf diese Welt und sollte sein kurzes Leben vor allem als Vorbereitung auf den Tod verstehen. Erst Mitte des 12. Jahrhunderts ging man – zumindest in Kreisen des Hochadels – dazu über, die Geburt eines Stammhalters exakt zu dokumentieren.

> «Wenn der König gestorben ist, so besteht das Reich doch weiter, ebenso wie das Schiff bestehen bleibt, wenn der Steuermann gefallen ist.» Konrad II.

Über Konrad II. sind die Geschichtsschreiber des Lobes voll. «Unermüdlich wirkte er zum möglichst großen Nutzen des Reiches; schnell erreichte er solchen Erfolg, dass niemand bezweifelte, seit Karl des Großen Zeit sei keiner des Königsthrones würdiger gewesen», urteilt der Chronist Wipo. Charakteristisch für Konrads Wirken ist eine Begebenheit aus dem Jahre 1025. In Konstanz erschien eine Gesandtschaft der Bürger von Pavia, die nach dem Tod von Heinrich II. die Mauern der dortigen deutschen Königspfalz niedergerissen hatten. Sie versuchten das mit dem spitzfindigen Hinweis zu rechtfertigen, es habe zum Zeitpunkt der Zerstörung noch keinen rechtmäßig gewählten Herrscher gegeben, weshalb man sie auch nicht eines Vergehens gegen den König bezichtigen könne. Konrad gab ihnen die klassische Antwort, die in die Geschichte des europäischen Staatsrechts einging: «Wenn der König gestorben ist, so besteht das Reich doch weiter, ebenso wie das Schiff bestehen bleibt, dessen Steuermann gefallen ist.»

Am Ostersonntag 1027 wurde Konrad II. in Rom von Papst Johannes XIX. in Anwesenheit seiner Gemahlin Gisela zum Kaiser gekrönt. Ein Jahr später realisierte er alte Erbansprüche auf das Herzogtum Burgund, das daraufhin wieder ins Deutsche Reich zurückkehrte. Tag und Nacht im Sattel, durcheilte er sein riesiges Reich, «die Schuldigen zu strafen, die Säumigen anzuspornen, die Gerechten zu belohnen». Seine Sympathie für die Niedriggestellten bewies er bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Einen Ritt zum Mainzer Dom soll er unterbrochen haben, um einem Bauern, einem Waisenkind und einer Witwe, die sich ihm mit Bittschriften in den Weg stellten, zu ihrem Recht zu verhelfen. Einem

Heinrichs Bildnis im Frankfurter Römer, gemalt von Anton Hermann Stilke (1803–1860) um 1840.
Foto: picture alliance / akg-images

Krieger, dem ein Bein abgehauen worden war, füllte er den Reitstiefel mit Münzen und ließ ihn an sein Krankenlager stellen.

Noch etwas zeichnete Konrad II. aus: Der verhängnisvolle Vater-Sohn-Konflikt, der die Geschichte des deutschen Mittelalters oft so unerquicklich macht, blieb ihm erspart. Sein Sohn Heinrich handelte als treuer Gefolgsmann – nicht nur äußerlich ein Ebenbild des Vaters. Nachdem Konrad schwer an der Gicht erkrankt war, setzte er Heinrich 1038 offiziell als Nachfolger ein. Kaum ein Jahr später starb der erste Salier-Kaiser. Er hinterließ eine politisch stabil gesicherte Herrschaft im Reich und den Ausspruch: «Achte auf die Sitten anderer, auf die eigenen aber am meisten.»

Heinrich besteigt den Thron

Auf dem Thron folgte ihm ohne dynastische Komplikationen sein Sohn, seit mehreren Jahren schon Mitkönig, als Heinrich III. Er war vom Vater unter anderem durch die Übertragung der Regentschaft des Herzogtums Schwaben auf seine zukünftigen Aufgaben als Herrscher sorgfältig vorbereitet worden. Das zahlte sich bald aus. «Er besaß alle trefflichen Eigenschaften seines Vaters, dessen Seelenstärke und Verstandesschärfe und dasselbe hohe Bewusstsein der Erhabenheit seiner Stellung, aber das Harte und Leidenschaftliche im Charakter des Vorigen war durch Ruhe und Milde in besonnene Kraft umgewandelt», so das Urteil des zeitgenössischen Dichters und Chronisten Wipo über den jungen Monarchen.

Zu jener Zeit setzte sich in Frankreich eine radikale religiöse Reformbewegung durch. Von ihrem Ausgangsort, dem Kloster Cluny nördlich von Lyon, erhielt sie den etwas sperrigen Titel «cluniazensisch». Sie erstrebte eine Rückkehr der Kirche zu den altchristlichen Traditionen, eine Rückbesinnung auf ihre geistlichen Aufgaben. Handarbeit sollte zugunsten feierlicher Liturgien und Psalmengebeten eingeschränkt werden. Scharf wandten sich die Cluniazenser gegen den weitverbreiteten Kauf kirchlicher Ämter (Simonie). Der Klerus hatte eine

1047 zog Heinrich III. mit dem von ihm abgesetzten Papst zurück über die Alpen. Fresko von Hermann Wislicenus (1825–1899) im Reichssaal der Kaiserpfalz Goslar. Foto: picture alliance / akg-images

Einem Krieger, dem ein Bein abgehauen worden war, füllte der Kaiser den Reitstiefel mit Münzen.

Auf der Synode zu Sutri setzte der Kaiser gleich drei Päpste ab. Holzstich nach der Zeichnung von Wilhelm von Lindenschmit (1829–1895), koloriert. Foto: picture-alliance / akg-images

Der Reichsapfel Heinrichs III. Foto: Bullenwächter, CC BY-SA, Wikimedia Commons

dem Kloster angemessene strenge Lebensweise an den Tag zu legen. Heirat von Priestern oder auch nur das häusliche Zusammensein mit Frauen seien streng verboten. Seit dieser Zeit etablierte sich die Ehelosigkeit (Zölibat) von geweihten Geistlichen endgültig.

Für Deutschland wäre das zunächst von marginaler Bedeutung geblieben. Doch Heinrich III. war seit 1043 in zweiter Ehe mit der französischen Herzogin Agnes von Poitou verheiratet. Diese ebenso fromme wie charmante Dame besaß großen Einfluss auf ihren Gemahl, vor allem in Belangen des Glaubens und der Kirchenorganisation. Wenn der Kaiser also nach Rom zog, um dort unter dem verlotterten Papsttum aufzuräumen, darf man das getrost unter der Devise «cherchez la femme» (man suche die Frau dahinter) verbuchen. Ebenso wenn Heinrich zuweilen reichlich exaltierte Frömmigkeit herauskehrte. Der Chronist Lampert von Hersfeld berichtet: «An Fasttagen setzte er die Krone nicht eher auf das Haupt, als bis er zuvor gebeichtet und zur Buße seinen bloßen Rücken der Geißel seines Beichtigers dargeboten hatte; oft sah man ihn barfuß und in härenem Gewande an der Spitze seiner Heere Dankgebete verrichten.» Das Volk staunte sehr, als er bei der Einweihung einer Kirche unmittelbar am Gottesdienst teilnahm, indem er einen Schrein mit den Reliquien trug.

Feldzug gegen Böhmen und Ungarn

Doch zuvörderst galt es, innenpolitische Probleme zu lösen. Herzog Bretislav von Böhmen und Mähren, ein begabter Heerführer, hatte große Teile Polens und Schlesiens erobert mit dem Ziel, sein Herzogtum vom Deutschen Reich loszureißen. Hier musste sofort eingegriffen werden. Nach einem anfänglichen militärischen Misserfolg 1040 zog Heinrich im folgenden Jahr bis vor die Tore von Prag und fügte Bretislav eine vernichtende Niederlage zu. «Mit feurigen Worten ermunterte er die Seinen und führte selbst das Heer gegen den Feind. Wie ein Sturmwetter warf er alles nieder, was ihm im Wege stand», so Wipos Bericht. Bretislav musste zu Ostern 1042 auf dem Reichstag von Regensburg barfuß und im Büßergewand vor dem 24-jährigen König erscheinen und seine vollständige Unterwerfung sowie den Verzicht auf alle Eroberungen erklären. Heinrich war klug genug, den Böhmen nicht weiter zu demütigen. Er setzte ihn wieder in sein Herzogtum ein und verminderte den geforderten Kriegstribut um die Hälfte. Das bewährte sich, denn Bretislav gehörte in der Folgezeit zu den treuesten Vasallen des Saliers.

«Mit feurigen Worten ermunterte er die Seinen und führte selbst das Heer gegen den Feind.»
Chronist Wipo

Auch mit den Ungarn musste noch eine Rechnung beglichen werden. Sie waren mehrfach in Böhmen und Österreich eingefallen. In einer Schlacht am Fluss Raab schlug Heinrich den Feind und setzte einen Vasallenkönig ein. Dann widmete er sich endlich den Dingen, die ihm wirklich am Herzen lagen. Auf einer Kirchenversammlung las er 1044 allen Bischöfen des Reiches unmissverständlich die Leviten. Er erinnerte sie an die biblischen Worte des Evangelisten Matthäus (10,8): «Umsonst habt Ihr es empfangen, umsonst gebt es auch.» Voller Zorn wetterte er: «Aber Ihr, die Ihr hättet ein Segen sein sollen, seid von Geiz und Habsucht geblendet ein Fluch der Kirche geworden, weil Ihr, das Gebot des Herrn missachtend, Geld gebt und nehmt (...). Gehet hin und suchet, was Ihr auf unerlaubte Weise genommen habt, zu guten Zwecken zu nutzen.»

In Rom war derweilen das völlige Chaos losgebrochen: Drei Päpste agierten und bekämpften sich in der Tiber-Stadt! Das mächtige Geschlecht der Tusculaner hatte seit drei Jahrzehnten die Rechte der Papstwahl an sich gerissen. Ihr Familienoberhaupt etablierte 1032 seinen Neffen Theophylact als Oberhaupt der Christenheit – ein ungeheurer Skandal, denn der Mann war gerade 18 Jahre alt und noch nicht einmal zum Priester geweiht. Er nannte sich Benedikt IX. und regierte dermaßen lasterhaft, dass sich schließlich eine Konkurrenzpartei erhob und Anfang 1045 den Bischof Johannes von Sabina als Silvester III. zum Gegenpapst erklärte. Benedikt war der ganzen Querelen überdrüssig und – ein weiterer Eklat – verkaufte Anfang Mai 1045 sein Amt für 1.500 Pfund Silber an den schwerreichen Giovanni Graziano Pierleoni aus einer Bankiersfamilie. Dieser geriet als Gregor VI. auf den Papstthron. Doch Benedikt behauptete plötzlich, nur er selbst sei weiterhin Oberhirte der Christenheit. Nun residierten drei Päpste neben- und gegeneinander: Gregor in der Sankt-Peter-Basilika, Benedikt in der Kirche Santa Maria Maggiore und Silvester im Lateranpalast – ein unhaltbarer Zustand.

Drei Königreiche vereint

Der Geschichtsschreiber Hermann von Reichenau schildert, wie Heinrich III. 1046 von Augsburg aus mit einem stattlichen Heer über die Alpen zog, in Pavia eine Zusammenkunft mit dem reformwilligen Klerus hatte, auf der ein allgemeines Verbot der Simonie erlassen wurde. Dann näherte man sich über Piacenza der Stadt Rom. Hermann weiter: «So hielt er kurz vor Weihnachten zu Sutri nicht weit von Rom ebenfalls eine Synode, und, nachdem die Angelegenheit der flüchtend in Italien umherirrenden Päpste sorgfältig vernommen worden war, nahm er den für schuldig befundenen Päpsten ihren Hirtenstab weg. Dann erwählte er unter Beistimmung aller, sowohl der Römer als anderer, den Bischof Suidger, der (…) die Bamberger Kirche schon im sechsten Jahr leitete, obgleich er sich sehr sträubte, zum obersten Bischof der Römischen Kirche. Und dann zogen sie am Heiligen Abend in die Stadt selbst ein.»

Dieser Suidger von Morsleben, ein gebürtiger Sachse und Anhänger der Reformen von Cluny, wurde dann «am Tage des Geburtstagsfestes des Herrn als 151. Pontifex auf dem Apostolischen Stuhle herkömmlich geweiht und mit einem neuen Namen Clemens II. genannt. Ebendieser erhob am selben Tage den König Heinrich und dessen Gemahlin Agnes durch seinen Segen zum Kaiser.» Die Päpste Gregor und Silvester waren bereits am 20. Dezember 1046 abgesetzt worden, Benedikt folgte am Weihnachtstag. Ein Augenzeuge, der cluniazensische Abt Petrus Damiani, frohlockte, weil der Kaiser «wie einst unser Heiland die Wechseltische

Die Heilige Maria im goldenen Evangelienbuch des frommen Kaisers, um 1050. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Drei Päpste bekämpften sich in Rom.

Die Kaiserpfalz in Goslar erinnert auch an Heinrichs große Taten. Foto: Polybert49, CC BY-SA 2.0, flickr.com

Simonie

Ein kirchliches Delikt, das den Erwerb eines geistlichen Gutes bezeichnet (Sakramente, Absolution, Weihen, Kirchenämter) für Geld oder Geldeswert. Es betrifft auch weltliche Dinge, die mit geistlichen verbunden sind, wie Pfründen, Reliquien oder Weihgegenstände. Der Begriff leitet sich vom Namen des Magiers Simon ab, der versuchte, dem Apostel Petrus die Fähigkeit abzukaufen, Gaben des Heiligen Geistes weiterzugeben. Petrus entgegnete: «Dein Silber fahre mit Dir ins Verderben, wenn Du meinst, die Gabe Gottes lasse sich für Geld kaufen.» (Apostelgeschichte 8, 9–24)

umstürzte und die Krämer aus dem Tempel jagte, um den geweihten Platz für einen rechten Nachfolger freizumachen».

Gleichzeitig wurde der Deutsche zum «Patricius Romanorum» (Fürst der Römer) ernannt. Dieser Titel ermächtigte ihn, die Wahl dreier weiterer aus Deutschland stammender Päpste zu bestimmen, denn Clemens II. starb leider schon nach zehn Monaten Amtszeit. Es zählt zu den glanzvollsten Höhepunkten der Macht des römisch-deutschen Kaisertums, als Heinrich III. im Frühjahr 1047 wieder über die Alpen nach Deutschland zog. Mit sich führte er den abgesetzten Gregor VI., der sein Leben in Köln beendete. Heinrichs Machtbereich erstreckte sich von der dänischen Grenze bis nach Mittelitalien, von der Oder bis zur Rhône, von Prag bis nach Gent; drei Königreiche – Deutschland, Burgund und Italien – waren unter seiner Krone vereint; die Polen, Böhmen und Ungarn erkannten Heinrichs Oberhoheit an.

Dieser Triumph rief sogleich wieder Neider auf den Plan. Etliche Reichsfürsten fürchteten, die kaiserliche Macht könnte ihnen über den Kopf wachsen. So entging Heinrich 1048 nur knapp einem Mordanschlag, hinter dem Graf Thietmar, Bruder des Herzogs Bernhard von Sachsen, steckte. Daraufhin wurde Thietmar einem sogenannten Gottesgericht unterworfen. Vor den Augen des Kaisers sollte er sich im Zweikampf «mit eigener Hand von den vorgeworfenen Verbrechen reinigen», er wurde dabei «überwunden und erlegt». Auch einen Au stand des Herzogs Gottfried von Lothringen 104 konnte Heinrich mit eiserner Hand niederwerfen.

Im Dom zu Speyer wurden viele deutsche Kaiser begraben. Foto: Sina Ettmer Photography, Shutterstock.com

Derartige Vorgänge veränderten sein Gemü «Heinrich der Schwarze» – dieser Beiname rüh nicht nur von dessen Haupt- und Barthaar her. Dü ter, verschlossen und unnahbar schien er imme öfter. Nach der Geburt von drei Töchtern kam en lich im November 1050 ein Knabe zur Welt, de künftige Heinrich IV. Als letzte politische Genugt ung für den Kaiser wurde sein Sohn schon 1053 vo den Fürsten zum Nachfolger auf dem Thron erklä Allerdings mit der Einschränkung, man wolle ihr nur gehorchen, «wenn er ein gerechter Herrsche werde» (si rector iustus futurus esset).

Ein schwarzer Tag

Die Gesundheit von Heinrich III. ließ immer meh nach. Oft hielt er sich in Goslar auf, wo er die Ka serpfalz prächtig ausbauen ließ; so entstand de erste bedeutende weltliche Steinbau Deutschland Er stiftete zahlreiche Klosterschulen und ließ di Dome zu Worms, Mainz und Speyer anlegen. Zuwe len blitzte seine alte Kampfkraft auf. Als im Ma 1056 eine Aussprache mit dem König von Fran reich über die Besitzrechte in Lothringen, «welch die Deutschen ihm so lange böswillig vorentha ten haben», allzu heftig geriet, forderte der Salie den Franzosen zum ritterlichen Zweikampf. Hei rich wollte seine Eigentumsrechte durch ein Go tesurteil verteidigen. Sicherheitshalber unterbrac sein Widerpart die Verhandlungen und reiste a Die letzten Jahre handelte Heinrich immer öfte nach seiner Maxime: «Wer Streit schlichtet, ve wandelt Fluch in Segen.»

Ein Abt frohlockte, weil der Kaiser «wie einst unser Heiland (...) die Krämer aus dem Tempel jagte».

Wenn man über manch bedeutende Gesta ten der Weltgeschichte klagt, dass sie viel zu frü gestorben seien, so gilt das in besonderem Maß für Heinrich III. Mit kaum 40 Jahren endete sei Leben am 5. Oktober 1056 in der Königspfalz Bo feld im Harz, wo er sich zur Jagd aufgehalten hatt Höchstwahrscheinlich starb der Monarch an eine Lungenentzündung sowie an den Strapazen der vo angegangenen Feldzüge. Es war, so der Historike Paul Kehr treffend, «ein schwarzer Tag für die deu sche Geschichte». Denn Heinrichs Tatkraft und sei scharfer Verstand sollten dem Reich während de kommenden Jahrzehnte bitter fehlen. ■

Herrscher im Büßergewand

_Heinrich IV. (1056–1106)

Sein Gang nach Canossa wurde zum geflügelten Wort. Doch am Ende obsiegte der Gedemütigte über den Papst – und rettete das deutsche Kaisertum.

Klein, hässlich, von fahlbrauner Gesichtsfarbe erscheint der Mönch. Von weither, aus Rom, ist er als Sondergesandter des Papstes gekommen. Dem fünfjährigen Kaisersohn – er sitzt vor einer Schüssel voll Brei – widmet er einige freundlich-herablassende Worte. Dann kommt es zum Skandal, wie ein Augenzeuge berichtet: «Aber der Sohn des Kaisers schmähte ihn, weil er ihn so missgestaltet fand, und warf ihm Brei ins Gesicht, ihn dabei mit allen Schimpfwörtern bedenkend, die ein Kind nur kennen konnte. Als die Mutter hinzukam, verbot sie ihrem Sohn die Ungezogenheit und verbat sich die Scherze des Vaters darüber.» Diese Szene spielte sich 1055 in der Kaiserpfalz zu Goslar ab. Der beschmutzte Mönch hieß Hildebrand, das vorlaute Kind Heinrich. Es war der Auftakt zu einer historischen Konfrontation.

Die Fürstenverschwörung

Nach dem Tod von Kaiser Heinrich III. war sein gleichnamiger Sohn erst sechs Jahre alt. Die Regentschaft für das unmündige Kind führte seine Mutter, die Französin Agnes von Poitou. Sie ließ die Zügel schleifen. Politisch eher überfordert, ernannte sie Bischof Heinrich von Augsburg zum Mitregenten. Beide kamen sich auch im persönlichen Bereich äußerst nahe. Der zeitgenössische Chronist Lampert von Hersfeld berichtet, Kaiserin und Bischof konnten «dem Verdacht unzüchtiger Liebe nicht entgehen, denn allgemein ging das Gerücht, ein so vertrauliches Verhältnis sei nicht ohne unsittlichen Verkehr erwachsen».

Einziger Trumpf in Agnes' Händen war die Person des jungen Königs Heinrich IV. Wer ihn beeinflusste, der beherrschte letztlich das Reich. Unter einigen weltlichen und geistlichen Fürsten keimte der Gedanke, man müsse sich der Person des königlichen Kindes versichern, wenn nötig mit List oder Gewalt. An der Spitze dieser Verschwörung stand Anno von Steußlingen, seit 1056 Erzbischof von Köln und somit mächtigster deutscher Kirchenfürst. Er war ein Mann von geringer Herkunft, der aber an wissenschaftlicher Bildung und Erfahrung in Staatsgeschäften seine Zeitgenossen überragte. Nach außen in mönchischer Einfachheit lebend, gab sich Anno allerlei Lastern wie Stolz, Herrschsucht und Verschlagenheit hin. Seine engsten Verbündeten waren Markgraf Ekbert von Meißen und

Drei Tage Buße: Heinrichs Bußgang nach Canossa 1077 war ein kluger politischer Schachzug. Darstellung von Eduard Schwoiser (1826–1902) aus dem Jahr 1862. Foto: picture-alliance / akg-images

Beinahe wäre der junge Monarch im Rhein ertrunken. Anton Alexander von Werners (1843–1915) Interpretation der Entführung Heinrichs IV. durch den Erzbischof von Köln kann man im Stadtmuseum Düsseldorf bewundern. Foto: CC0, Wikimedia Commons

der Bayernherzog Otto von Northeim. Sie beschlossen, Heinrich zu entführen; dabei nutzten sie sowohl dessen kindliche Arglosigkeit wie auch die Tatsache, dass er «aufgebläht von königlichem Hochmut kaum mehr auf die mütterlichen Ermahnungen hörte».

Zum Pfingstfest Anfang April 1062 hielt sich Heinrich mit seiner Mutter in der Pfalz Kaiserswerth (heute ein Stadtteil von Düsseldorf) auf. Anno und seine Mitverschwörer hatten ein herrlich ausgeschmücktes Schiff herstellen lassen «mit Tapeten und Vorhängen, Gold und Silber, Gemälden und Schnitzwerk und mit allem, was die Neugier reizen konnte». Damit fuhren sie rheinabwärts bis zur Insel Sankt Suitbert, die gegenüber von Kaiserswerth lag. Agnes von Poitou richtete ein Festmahl für die hohen Gäste aus, und danach lud Anno den elfjährigen König zu einer Lustfahrt in seinem prachtvollen Schiff auf dem Rhein. Heinrich kam diesem Angebot natürlich nur zu gern nach.

Was dann geschah, schildert Lampert von Hersfeld: «Kaum hatte er das Schiff betreten, umringten ihn Leute, welche der Bischof als Genossen und Diener seiner Partei gewonnen hatte. Etliche Ruderer eilten an die Riemen und trieben das Schiff mit kräftigen Schlägen unglaublich schnell mitten in den Strom. Der König, entsetzt und bestürzt über diese unerwarteten Vorgänge, dachte nichts anderes, als dass man ihn ermorden wolle.» Von Panik und Mut gleichermaßen erfüllt, sprang Heinrich über Bord. Höchstwahrscheinlich konnte er schwimmen, denn das gehörte zur Ausbildung künftiger Ritter. Ob er freilich in den zu jener Zeit von zahlreichen Strudeln durchzogenen Rheinfluten überlebt hätte, ist fraglich. Bevor die Strömung den Jungen davontragen konnte, sprang Markgraf Ekbert ins Wasser und zog ihn zurück an Bord. Damit rettete er sein Leben und gleichzeitig das wichtigste Faustpfand der Verschwörer.

Der junge König war misstrauisch, intrigant und mit allen Wassern gewaschen.

Anschließend verbrachte Anno den König in seine Residenz Köln und hielt ihn dort drei Jahre in Arrest. Von seiner verzweifelten Mutter erpresste der Erzbischof die Herausgabe sämtlicher Reichsinsignien. Damit war sein Staatsstreich vollendet und das Ziel erreicht, «die Verwaltung des Reiches in die Hand zu bekommen». Erst Ende März 1065 gelang es Heinrich IV. mittels einer Intrige und dem tatkräftigen Beistand des Erzbischofs Adalbert von Bremen, einem Intimfeind Annos, aus der Gefangenschaft zu entkommen.

«In dieser Atmosphäre von Raffsucht und Neid, Lug und Trug, List und Gewalt wuchs Heinrich auf, von der Mutter verwöhnt, doch nicht geliebt, von den Höflingen umschmeichelt, doch hintergangen», schreibt Siegfried Fischer-Fabian in seiner Kaiser-

geschichte. Das Resultat war ein frühreifer Knabe ohne Gefühl für das rechte Maß, zutiefst misstrauisch gegen alles und jeden, intrigant und mit allen Wassern gewaschen. Wenn je ein Mensch in seiner Kindheit negativ geprägt wurde, dann war es dieser Salier.

Hildebrands Rache

Der einst in Goslar mit Brei beworfene Mönch Hildebrand hatte sein Ziel erreicht – er war mittlerweile Papst. Seit 1073 saß er auf dem Stuhl Petri und nannte sich Gregor VII. Allerdings wurde er nicht von den Kardinalbischöfen gewählt, wie es das Papstwahldekret von 1059 zwingend vorschrieb, sondern von einer hysterischen Volksmenge mehr oder weniger gewaltsam in sein Amt gedrängt. Wenig später ließ er die demutsvolle Maske dann fallen. Unbeschränkt und absolut sollte der Papst als Statthalter Christi auf Erden Kaiser, Könige, Fürsten und alle weltliche Macht in Abhängigkeit halten. Nicht die bloße Emanzipation der Kirche vom Staat bildete Gregors Ziel, sondern die Unterwerfung des Kaisers unter das Papsttum.

Im Frühjahr 1075 ließ Gregor VII. sein Programm verkünden. Dessen Kernsätze lauteten:

1. Der Papst ist unumschränkter Herr der Universalkirche. Er besitzt den absoluten Vorrang vor allen kirchlichen Würdenträgern und ist allein berechtigt, Bischöfe ein- und abzusetzen.

2. Der Papst ist der oberste Herr der Welt. Er allein trägt kaiserliche Insignien. Er kann sogar Kaiser absetzen und ihre weltlichen Untertanen vom Treueid lösen.

3. Der Papst wird schon durch die Gnade seines Amtes heilig und darf von niemandem als Gott allein gerichtet werden.

Das war eine klare Kampfansage an Heinrich IV., denn die Einsetzung von Bischöfen (Investitur) war bis dato Privileg des Königs gewesen. Als drei deutsche Erzbischöfe einem Ruf nach Rom nicht folgten, ließ der Papst sie mit dem Kirchenbann belegen. Dennoch hielt Heinrich sie demonstrativ im Amt. Am 8. Dezember 1076 sandte Gregor einen harschen Brief, in dem er ihn aufforderte «durch gebührende Buße und Sühne Losspruch und Verzeihung» zu erlangen. Danach überschlugen sich die Ereignisse.

Heinrich, eben als Sieger über eine fürstliche Opposition hervorgegangen, reagierte im Hochgefühl des Erfolges so schroff wie möglich auf den Mahnruf aus Rom. Er berief eine Reichsversammlung nach Worms, die am 24. Januar 1077 den Papst für abgesetzt erklärte. Dem fügte der König einen Brief bei, gerichtet an «Hildebrand, nicht mehr Papst, sondern falscher Mönch». Es hieß darin: «Durch List und Betrug bist Du zu der Höhe emporgestiegen (...) Du mit Fluch Behafteter und durch unser und aller Bischöfe Gericht Verdammter, steige herab von dem angemaßten Apostolischen Stuhl!» Die Papstwahl von 1073 war ja zumindest fragwürdig verlaufen. Sein Gesandter Roland verkündete auf der Lateransynode in Rom: «Mein Herr, der König, sowie die deutschen und italienischen Bischöfe gebieten Dir, von dem Stuhle zu steigen, den Du nicht nach dem Recht, sondern durch Raub erlangt hast.» Als er dann auch noch Gregor als «nicht Papst, sondern ein[en] reißende[n] Wolf» bezeichnete, hätte der römische Stadtpöbel diesen fast erschlagen.

Allerdings unterschätzte Heinrich die Suggestionskraft seines Gegenspielers. So unverblümt durfte man mit Gregor nicht sprechen. Der fuhr sein schwerstes Geschütz auf, verhängte am 15. Februar 1077 den Kirchenbann über Heinrich und entband dessen Untertanen von ihrem Treueeid – ein unerhörter Vorgang. Sogleich erhob die deutsche antikönigliche Opposition wieder ihr Haupt. Viele Kirchenfürsten hatten den Brandbrief an Gregor nur mit gemischten Gefühlen unterzeichnet. Der Chronist Bruno von Merseburg wusste: «Die meisten schrieben vielmehr diesen Absagebrief aus Furcht vor dem Tode; und dass sie es nur wider

Papst Gregor VII. verhängte den Kirchenbann über Heinrich.

Gregor VII. war der gefährlichste Gegenspieler des Kaisers. Foto: picture-alliance / Mary Evans Picture Library

Heinrich IV., Porträt im Frankfurter Römer. Gemälde von Johann Eduard Ihlée (1812–1885). Foto: picture alliance / akg-images

Willen getan hatten, bewiesen sie dadurch, dass sie bei der ersten Gelegenheit Episteln mit demütigen Bekenntnissen an den Papst schickten und ihre Schuld anerkannten, sich aber durch den Zwang der Not zu entschuldigen suchten.»

Der Gang nach Canossa

So entstand folgende fatale Situation: Ein exkommunizierter Monarch war nahezu handlungsunfähig und schlimmer noch, Gregor VII. wurde zu einem Fürstentag Ende Februar 1077 nach Augsburg eingeladen, um dort sein endgültiges Urteil über den König zu fällen. Kurzentschlossen trat Heinrich die Flucht nach vorn an. Mit einem kleinen Gefolge, darunter auch seine Gemahlin Bertha sowie ihr zweijähriger Sohn Konrad, brach er von Oppenheim auf, um über Speyer rheinabwärts nach Straßburg, Genf und dann über den Kleinen-Sankt-Bernhard-Pass nach Norditalien zu gelangen. Über den eisgepeitschten Mont Cenis ging es in 2.160 Meter Höhe. «Sie krochen bald auf Händen und Füßen vorwärts, bald stützten sie sich auf die Schultern ihrer Bergführer, manchmal auch, wenn ihr Fuß auf dem glatten Boden ausglitt, fielen sie hin und rutschten ein ganzes Stück hinunter», berichtet Lampert von Hersfeld. «Die Königin und andere Frauen ihres Gefolges setzte man auf Rinderhäute und zog sie mit Seilen herab.» Kaum ein Teilnehmer blieb bei dieser Gewalttour unverletzt.

Schließlich erreichte der abenteuerliche Zug über Turin und Pavia die Gegend von Parma – immer dem Papst entgegen, der schon Richtung Deutschland unterwegs war. Der völlig überraschte Gregor fürchtete, er solle gefangen genommen werden und flüchtete sich auf die am Nordhang des Apennins auf einem 500 Meter hohen Bergmassiv gelegene Burg von Canossa. Hier residierte die Markgräfin Mathilde von Tuszien (Toskana), eine außergewöhnlich kluge und selbstbewusste Dame.

Drei Tage lang stand der Monarch im Büßergewand vor den Mauern der Burg.

Drei Tage lang stand Heinrich Ende Januar 1077 vor den Mauern der Burg Canossa – barfuß, im wollenen Gewand ohne die Insignien seiner Würde. Er fastete und wartete in eisiger Kälte darauf, dass der Pontifex ihn vom Bann lossprechen. Wäre es nach Gregors Willen geschehen (der beobachtete alles von einem verborgenen Fenster aus), so hätte sich dieses Schauspiel noch lange hinziehen können. Doch Mathilde von Tuszien führte ihm nach drei Tagen die unhaltbare Lage vor Augen: Ein Papst, der einem reuigen Sünder die Absolution verweigerte, handelte wider Gottes Gebote. Die Markgräfin bot ihre Vermittlung an. Während der folgenden Gespräche am 28. Januar spielte Mathilde die diplomatische Dolmetscherin – angesichts des überbordenden Temperaments der beiden Kontrahenten (ein fast 60-jähriger Greis und ein 26-jähriger Jüngling) keine geringe Aufgabe.

Noch einmal warf sich der Deutsche zu Boden, mit ausgestreckten Armen das Christuskreuz symbolisierend. Nach dieser Szene musste der Papst Heinrich vom Kirchenbann lösen. Der verpflichtete sich im Gegenzug zum Gehorsam gegenüber Rom

und sicherte Gregor freies Geleit bei seiner geplanten Deutschland-Visite zu. Das heikle Thema der Bischofsinvestitur wurde mit keinem Wort erwähnt. Beide sollen bei ihrer Versöhnung Tränen vergossen haben. Heinrichs Selbstdemütigung war ein Vorhaben von unerhörter Kühnheit und verblüffender Logik zugleich. Er hatte damit einen wichtigen diplomatischen Erfolg errungen. Dem sich unfehlbar dünkenden Gregor blieb nichts übrig, als seine Maßregelung rückgängig zu machen. Die Reise des Papstes über die Alpen wurde verschoben und schließlich ganz aufgegeben. Heinrich hingegen erlangte wieder Handlungsfähigkeit im Reich. Mit seinem Bußgang hatte er erreicht, dass eine Vereinigung Gregors mit seinen Gegnern unterblieb. Damit war auch dessen Plan gescheitert, in Deutschland zwischen Königtum und Fürsten die Rolle des Schiedsrichters zu spielen.

Heinrichs Siege

Die folgenden Jahre bewiesen, wer letztlich als Sieger aus dem Konflikt hervorging. Auf einem Hoftag zu Mainz wurde beschlossen, «den Kopf der giftigen römischen Schlange abzuhauen». 1084 zog Heinrich mit einem großen Heer nach Rom, setzte Gregor VII. ab und ließ sich am Ostersonntag vom Gegenpapst Clemens III. zum Kaiser krönen. Damit hatte er den Höhepunkt seiner Macht erreicht, während Gregor ein Jahr später einsam und verbittert im Exil starb.

> «Ach, keiner wünsche sich einen Erben, denn der wird sein bösester Feind sein.» Heinrich IV.

Trotz der päpstlichen Schlappe erwiesen sich große Teile des deutschen Hochadels weiterhin als aufrührerisch. Sie stellten mehrere Gegenkönige nebst Armeen auf. Doch Heinrich bewährte sich als erstaunlich guter Feldherr. Sein Talent bestand darin, immer wieder neue Truppen aus dem Boden zu stampfen und sich nicht von der Masse der Gegner erdrücken zu lassen. Oft zog er sich zurück, um dann Überraschungsangriffe durchzuführen. So triumphierte er über seine Feinde, und all die Zaunkönige wie Rudolf von Rheinfelden oder Hermann von Salm blieben Schatten in der Geschichte. Des Kaisers Leben war «eine einzige Bewährungsprobe in kritischen Situationen», so Heinrichs Biograf Siegfried Epperlein.

Im Juni 1085 konnte Heinrich schließlich einen reichsweiten «Gottesfrieden» (Pax Dei) verkünden. Er schränkte das Unwesen der Adelsfehden erheblich ein, stellte wehrlose Personen wie Bauern und Kaufleute, Frauen, Arme und Geistliche unter den Schutz des Kaisers. Kampfhandlungen an bestimmten Orten (Kirchen, Friedhöfe, Brücken, öffentliche Straßen und Plätze) wurden verboten. Ebenso das Ausfechten von Fehden an bestimmten Wochentagen und zu Feiertagen des Kirchenjahres wie Ostern oder Advent. Insbesondere das aufkommende Stadtbürgertum wurde dadurch zum Verbündeten Heinrichs, der sich auch immer mehr auf den niederen Dienstadel, die Ministerialen, stützte. Vom Treiben der ebenso mächtigen wie unzuverlässigen Fürsten hatte er genug.

Dass sich am Ende die eigenen Söhne gegen ihn verschworen, ihn sogar kurzzeitig zur Abdankung zwangen, gehört zu jenen Generationenkonflikten, von denen die Historie so zahlreich zu berichten weiß. «Ach, keiner wünsche sich einen Erben, denn der wird sein bösester Feind sein», schrieb er resigniert. Aber die nachgerade heroische Zähigkeit, mit der Heinrich IV. sämtliche Schläge auffing, hat die Substanz der kaiserlichen Zentralgewalt über tödlich scheinende Krisen hinweggerettet. Für die Politik künftiger Herrscher setzte er damit Marksteine. ■

Alt und enttäuscht kehrte Heinrich IV. 1105 in seine getreue Stadt Mainz zurück. Fresko von Hermann Wislicenus (1825–1899), Kaiserpfalz Goslar, 1879/97. Foto: picture-alliance / akg-images

Bild Seite 26 unten links: Die Stammburg Canossa der Markgrafen von Tuszien ist heute eine Ruine. Foto: picture-alliance / akg-images / Hedda Eid

Bild Seite 26 unten rechts: Mathilde von Tuszien spielte eine wichtige Vermittlerrolle im Investiturstreit. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Der sagenhafte Kaiser

_ Friedrich I. Barbarossa (1152–1190)

Nach blutigen Schlachten schloss er Frieden mit den Lombarden – und erhob das Reich zum «Sacrum Imperium». Der Legende nach soll er im Kyffhäuser ruhen – um Deutschland dereinst wieder beizustehen.

Über die Gestalt des deutschen Kaisers Friedrich I. wissen hauptsächlich Geschichtsforscher Bescheid. Mit «Barbarossa» hingegen verbinden heute noch viele einen typischen Begriff vom Mittelalter. Nur warum trug ein deutscher Monarch ausgerechnet einen italienischen Beinamen, lag er doch mit diesem Volk im Dauerkonflikt? Rotbart, nichts anderes bedeutet «barba rossa», war ursprünglich weder vertraulich-populär gemeint, noch gar ein Ehrenname. Die Mailänder, Friedrichs Erzfeinde, redeten abfällig von diesem Rotbärtigen, schon um ihn nicht respektvoll als Kaiserliche Majestät titulieren zu müssen. So machte ein Schmähwort Geschichte.

Barbarossa war ursprünglich ein Schmähwort seiner mailändischen Feinde.

Auch Friedrich hatte einen Konrad zum Vater. 1138 war nach langen innenpolitischen Auseinandersetzungen ein Herzog aus der schwäbischen Dynastie der Hohenstaufen zum König gewählt worden. Nach Sachsen und Franken stand nun mit Konrad III. ein Schwabe am Steuer des Reichsschiffes. Er war ein kriegerischer Herr, nannte die Erde sein Soldatenbett, den Himmel seine Zudecke und den Harnisch sein Haus. Konrads Devise lautete: «Rede wenig mit anderen, umso mehr aber mit dir selbst.»

Das Denkmal auf dem Kyffhäuser (fertiggestellt 1896) symbolisiert die Wirkungsmacht des Rotbärtigen – und die Erbfolge des Zweiten Reiches. Foto: picture alliance / imageBROKER

Es war jener Mann, der 1140 den Frauen der belagerten Burg Weinsberg fünf Kilometer östlich von Heilbronn erlaubte, sie dürften alles, was sie tragen können, in Sicherheit bringen, bevor er die Festung zerstörte. Am folgenden Morgen kam durch das Burgtor den Berg herab ein langer Zug Frauen, und eine jede trug ihren Mann auf dem Rücken. Da musste der König über die weibliche List lächeln, und als sein Neffe Friedrich von Schwaben Einspruch erheben wollte, sagte er: «Gewiss war es so nicht gedacht, aber die Weiber waren wieder einmal klüger als wir Männer. Also lasst sie in Frieden ziehen. Am Wort eines Königs soll man nicht drehen noch deuteln!»

Aufstand in Italien

Schon zwei Jahre nach Antritt seiner Herrschaft zog Konrads Sohn Friedrich I. 1154 nach Italien. Das Einzige, was er dort erreichte, war seine Kaiserkrönung durch Papst Hadrian IV. am 18. Juni 1155. Sie musste freilich unter scharfem militärischen Schutz erfolgen, weil vor den Toren der Petersbasilika ein Aufstand der Römer tobte. «Der Lärm drang zu uns hinauf, worauf wir uns bewaffnet in die Stadt stürzten. Den ganzen Tag kämpften wir mit den Römern», berichtete der eben gekrönte Kaiser. Am Ende lagen an die tausend Feinde erschlagen oder im Tiber ertrunken.

Konfliktreich gestaltete sich auch das Verhältnis zu den oberitalienischen Städten. Sie waren dank des aufblühenden Fernhandels zu erheblichem Reichtum gelangt und hatten ihren meist geistlichen Herren immer mehr Freiheits- und Selbstverwaltungsrechte abgekauft. Bald versuchten sie, auch das jeweilige Umland unter ihre Herrschaft zu bringen, wobei es zu harten Auseinandersetzungen mit konkurrierenden Nachbarstädten kam. Friedrich wollte hier als oberster Schiedsrichter fungieren und den Stadtrepubliken ihre Politik vorschreiben. Damit erreichte er das genaue Gegenteil: Die Feinde verbündeten sich schließlich im Lombardischen Städtebund mit 22 Mitgliedern, darunter Mailand, Verona, Venedig, Padua, Brescia und Cremona.

> Friedrich wollte die lombardischen Städte unter seine Oberhoheit zwingen.

Die Ursache dafür lag beim Reichstag von Roncaglia Ende 1158. Hier erließen versierte Juristen der von Friedrich gegründeten Universität Bologna mehrere Gesetze. Sie erklärten den Kaiser zum Inhaber aller weltlichen und geistlichen Gerichtsrechte in Italien, die einzig von ihm an die Kommunen verliehen werden durften. Damit stellte er die sich selbst verwaltenden Städte unter sein Kommando; die gewählte Stadtobrigkeit galt nur dann als legitim, wenn der Kaiser sie anerkannt und in ihre Ämter eingesetzt hatte. Dagegen erhob sich ein Sturm der Entrüstung vor allem in Mailand. Die kaisertreuen Städte Lodi und Como wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Das war eine klare Kampfansage. Fünfmal zogen Friedrich und seine Ritter danach über die Alpen und holten sich immer wieder blutige Schädel. Zwar wurde 1162 Mailand erobert – «da kam das ganze Volk in hundert Scharen geteilt, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte. Mit Kreuzen in den Händen flehten sie um Gnade». Umsonst, die stolze Stadt wurde bis auf die Grundmauern niedergerissen – doch bald baute man sie wieder auf, und die Feindseligkeiten begannen aufs Neue.

Heinrich der Löwe

Immer treu an Friedrichs Seite sah man eine der interessantesten Gestalten des deutschen Mittelalters: Heinrich der Löwe aus dem Welfengeschlecht, Herzog von Sachsen und seit 1156 auch von Bayern. Er besaß als Cousin Friedrichs ebenso gute Ansprüche auf die Königskrone, hatte aber

Noch im vorgerückten Alter kämpfte Friedrich I. ruhmreich auf dem 3. Kreuzzug. Fresko «Barbarossas Sieg bei Ikonium» in der Kaiserpfalz Goslar, 1879/97. Foto: picture alliance / akg-images

Der Kaiser mit seinen Söhnen Heinrich und Friedrich. Miniatur aus der Welfenchronik (1179–1191). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Bild links: Friedrichs Kniefall vor Heinrich dem Löwen stand 1176 am Anfang einer politischen Katastrophe. Fresko in der Kaiserpfalz Goslar. Foto: picture-alliance / akg-images

Bild rechts: Die 1165 erbaute Pfalz von Gelnhausen wurde vom Kaiser oft besucht. Foto: picture alliance / Klaus Nowottnick

großmütig verzichtet und war dafür mit dem Herzogtum Bayern belehnt worden. Der Welfe förderte eifrig Handel und Gewerbe, ließ neue Städte gründen wie Lübeck, andere ausbauen (München, Schwerin, Braunschweig) und Neuland jenseits von Elbe und Oder erschließen. Scharen aus Flandern, Westfalen und Sachsen zogen als deutsche Siedler in den Osten nach Mecklenburg oder Pommern. Heinrich war ein Technokrat der Macht. Freunde besaß er kaum, nur Diener oder Bewunderer, die jederzeit bereit waren, die Seite zu wechseln, wenn der Wind sich drehte. Mehr als zwei Jahrzehnte gehörte er zu den mächtigsten Feudalherren Europas, ein Mann, den auf seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land selbst die gefürchteten Sarazenen nicht anzugreifen wagten, der vom oströmischen Kaiser in Konstantinopel prunkvoll empfangen und vom Sultan Ägyptens mit Geschenken hofiert wurde.

Je selbstbewusster Heinrich wurde, desto mehr geriet er in einen Gegensatz zu dem Handeln Friedrichs. Als der rotbärtige Kaiser ihn Anfang 1176 in Chiavenna, nördlich des Comer Sees, kniefällig um militärische Hilfe für einen erneuten Italienzug bat, lehnte der Löwe ab – hochmütig, wie es seine Art war. Ihm war die Aufbauarbeit im Deutschen Reich wichtiger geworden als die sinnlosen, blutigen Italienzüge. Und rein juristisch war er außerhalb der Reichsgrenzen auch nicht zur Heerfolge verpflichtet. Dennoch: «Er zerschnitt damit das menschliche und verwandtschaftliche Band zwischen sich und seinem Vetter, der künftig nur noch die rechtliche, sachliche Grundlage zwischen ihnen beiden anerkannte», so das Urteil von Heinrichs Biograf Helmut Hiller. Friedrich vergaß ihm die Demütigung von Chiavenna nie, zumal er wenig später in der Schlacht von Legnano am 29. Mai 1176 eine verheerende Niederlage einstecken musste. Bei nächster Gelegenheit verbündete er sich mit Heinrichs neidvollen Standesgenossen, ließ ihn 1180 absetzen und aus dem Reich verbannen. Vom enteigneten Vermögen seines Rivalen konnte der Kaiser nur sehr wenig profitieren, denn seine adligen Helfershelfer wollten entlohnt werden. Das relativ geschlossene Gebiet Heinrichs wurde unter die Gefolgsleute Friedrichs verteilt. Die territoriale Zersplitterung Deutschlands setzte nun unwiderruflich ein.

Deutschland zersplitterte sich nach Heinrichs Verbannung.

Sacrum Imperium

Im Nachhinein erwies sich, wie richtig die Zielstellung Heinrichs des Löwen war. 1177 schloss Friedrich einen sechsjährigen Waffenstillstand mit den Lombarden, dem 1183 ein endgültiger Frieden folgte. Der Kaiser behielt nominell die Oberherrschaft über die norditalienischen Städte, verbunden mit erheblichen Geldeinnahmen (2.000 Mark Silber jährlich, heute ein zweistelliger Millionenbetrag). Die Kriegszüge hörten auf, und nun konnte der Monarch sich endlich den inneren Angelegenheiten widmen. Erklärtes Ziel seiner Politik war die «restauratio imperii», die Wiederherstellung der

Reichsgewalt zur Sicherung des inneren Friedens. Deshalb begann sein langjähriger Kanzler Rainald von Dassel damit, Deutschland offiziell in Urkunden als «Sacrum Imperium», Heiliges Reich, zu bezeichnen. Durch kluge Diplomatie konnte Friedrich I. seinen Erben ein ungeheuer reiches und mächtiges Hausgut der Staufer hinterlassen. So sehr er sich mit den italienischen Kommunen gestritten hatte – deutsche Städte, die auf seinen Besitzungen lagen, erhielten weitreichende Privilegien so etwa Wetzlar, Gelnhausen, Eger und Hagenau.

> «Es ist besser, einem Frommen als tausend Ruchlosen zu gefallen.» Friedrichs Devise

Er war zweifellos faszinierend. Seine Persönlichkeit, seine Verve, seine geistige Größe und Redegewandtheit, sein Gerechtigkeitssinn – alles bewunderte man. Bischof Otto von Freising beschreibt ihn in seinen *Gesta Friderici Imperatoris* (Taten des Herrschers Friedrich): «Schlank ragt er über die Mittelgroßen empor; das blonde Haupthaar ist oben an der Stirn ein wenig gekräuselt (…) Seine Augen sind scharf und durchdringend, die Nase zierlich, der Bart rötlich, die Lippen sind fein und werden nicht durch breite Mundwinkel erweitert. Sein ganzes Gesicht ist fröhlich und heiter. Die gleichmäßige Reihe seiner Zähne blitzt weiß wie der Schnee.» Auch erwähnt Otto des Monarchen «ansehnlich kraftstrotzende Waden». Die kaiserliche Devise lautete: «Es ist besser, einem Frommen als tausend Ruchlosen zu gefallen.»

Höhepunkt seiner Machtentfaltung bildete zu Pfingsten 1184 das Hoffest auf der Maaraue bei Mainz. Hier wurden die Kaisersöhne Heinrich (18) und Friedrich (17) durch die sogenannte Schwertleite für volljährig erklärt und zu Rittern geschlagen. «Es war das größte Fest, welches es je in deutschen Landen gab. Dort schätzte man allein 40.000 Ritter, ohne das Volk anderer Stände», berichtet Giselbert von Mons über diese «curia famosissima» (hochberühmter Hoftag). Mochte die Zahl von 40.000 Rittern wohl etwas übertrieben sein, so kamen doch mit all den Knappen, Spielleuten, Gauklern, Minnesängern, Possenreißern sowie Handwerkern, Dienstmägden und Bettlern Zehntausende zusammen, um ihrem Kaiser zu huldigen und dabei noch jede Menge Spaß zu haben. Denn so karg sich auch das Alltagsleben damals gestaltete, so üppig wurde bei Festen aufgetischt. Ein französischer Troubadour, Guiot de Provins, besang das Ereignis: «Den Kaiser Friedrich hab'

Der Kaiser mit dem roten Bart auf Carl Friedrich Lessings (1808–1880) Gemälde im Frankfurter Römer, um das Jahr 1840. Foto: picture-alliance / akg-images

Das Reich der Staufer um 1200

◇ Staufische Pfalzen
Wichtige Reichs- und Stauferburgen
Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation
Haus- und Reichsgut der Staufer
Friaul Provinzen
Reichsgrenze

Grafik: COMPACT

Bild Seite 33: Blick auf den Fluss Saleph, in dem Friedrich ertrank. Foto: Oleg Znamenskiy, Shutterstock.com

ich gesehen Hof halten zu Mainz und muss gestehen, niemals ist einer diesem gleich erschienen – nicht Cäsar, nicht Alexander der Große.» Ein weiterer Augenzeuge, der Dichter Heinrich von Veldeke, schwärmte: «Dem Kaiser wurden so viele Ehren zuteil, dass man nicht genug Wunderbares davon erzählen kann, bis an den Jüngsten Tag.»

Barbarossa fand seine letzte Ruhestätte in der Kirche Johannes des Täufers.

Kreuzzug ins Heilige Land

Im Herbst 1187 kam dann die alarmierende Kunde, dass der moslemische Sultan Saladin die Stadt Jerusalem erobert und die heiligen Stätten geschändet hatte. Fürsten und Ritter aus Deutschland, Frankreich und England brachen zum Dritten Kreuzzug auf. Der alternde Kaiser Friedrich übernahm die Führung. Heutzutage zählt es zur politisch korrekten Lesart, diese Kreuzzüge als Überfall blutrünstiger europäischer Barbaren auf friedliebend-tolerante, kultivierte Moslems zu verteufeln. Dass die Anhänger des Propheten Mohammed zuvor mehr als 400 Jahre lang die christliche Welt mit Feuer und Schwert überzogen, mit Mord und Sklavenhandel sowie rücksichtsloser Eroberungsgier gepeinigt hatten, wird dabei völlig ausgeblendet. Wer genau das aber konstatiert, jene «moslemischen Provokationen», wie etwa 2013 der US-Historiker Rodney Stark, erntet vor allem in Bundesdeutschland harsche Kritik.

Im Mai 1189 brach das Kreuzzugsheer von Regensburg Richtung Osten auf – die Wiedereroberung Jerusalems sollte die Krönung von Friedrichs Lebenswerk werden. Nach höchst unkomfortabler Überwinterung im südlichen Bulgarien setzte das Heer Mitte März 1190 bei Gallipoli am Hellespont nach Kleinasien über. Warum der Kaiser den beschwerlichen Landweg nahm, ist nicht klar. Zur See hätten seine Truppen ihr Ziel mehrere Monate früher erreicht. In Kleinasien waren die frommen Krieger gezwungen, sich über zahlreiche Bergkämme zu quälen, wobei sie große Teile ihrer Ausrüstung verloren. Hinzu kam die feindselige Haltung der moslemischen Bevölkerung. Es mussten mehrere schwere Gefechte durchgestanden werden. So im Mai 1190 gegen die Armee des Sarazenen-Sultans Kylydsch Arslan bei Ikonion (heute Konya). Friedrich konnte die Schlacht dank seiner charismatischen Führereigenschaften und durch persönliches Eingreifen siegreich entscheiden.

Tod in Anatolien

Die Moral der Ritter war durch den Sieg von Ikonion zwar gestärkt, aber der Weg nach Südosten gestaltete sich immer mühseliger. Krankheiten grassierten, mehrere Anführer starben vor Erschöpfung, die festgelegte Marschordnung löste sich auf. Extreme Hitze nebst Wassermangel lähmten Ritter und Knechte. Manche «stiegen von ihren Rossen und krochen wie Tiere auf Händen und Füßen die Berghänge hinab», heißt es in einem Bericht. Am 10. Juni 1190 kamen die Kreuzfahrer am Fluss Saleph im südlichen Anatolien bei der Stadt Seleukia (heute Silifke) an. Hier ereilte Friedrich I. sein Schicksal: Vor den Augen des entsetzten Heeres ertrank er. Wie konnte das geschehen?

Friedrich Barbarossa belehnt die Herzöge Heinrich der Löwe mit Sachsen und Heinrich Jasomirgott mit Österreich. Darstellung von Karl von Blaas (1815–1894), circa 1860. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Es existieren insgesamt 13 mehr oder weniger authentische Berichte über das Ende des Kaisers. Neun davon weisen weitgehende Übereinstimmungen auf. Demnach schlug Friedrich am bewaldeten Flussufer zunächst ein Lager auf und nahm sein Mittagsmahl ein. In der glühenden Junihitze verspürte er danach das Verlangen, sich abzukühlen. Der klare Bergfluss bot sich an. Vielleicht spielte es auch eine Rolle, dass schon 1.500 Jahre zuvor ein bedeutender Herrscher hier Ähnliches getan hatte. Als Alexander der Große gegen das Weltreich der Perser zog, soll er den Überlieferungen nach seinen erhitzten Körper in diesem damals «Kalykadnos» genannten Fluss gebadet haben. Womöglich wollte Friedrich es dem Makedonen in einem symbolischen Akt gleichtun.

> «Der Kaiser war nach der langen Anstrengung erhitzt und stieg [...] in den Fluss, um sich abzukühlen.» Dietrich von Nieheim

Der Chronist Dietrich von Nieheim wusste zu vermelden: «Der Kaiser war nach der langen Anstrengung erhitzt und stieg gegen den Willen aller in den Fluss, um sich abzukühlen. Und bald (...) fand er seinen Tod in den Fluten. Darüber müssen wir uns schmerzlich verwundern, weil das Gewässer nicht sehr tief war.» Ein weiterer Augenzeuge erinnerte sich: «Die dringenden Abmahnungen seines Gefolges waren vergeblich; Friedrich hörte nicht darauf, wusste er sich doch des Schwimmens kundig.» Tatsächlich konnten die meisten Menschen des Mittelalters nicht schwimmen, aber seine ungewöhnliche Fertigkeit nutzte Friedrich nur wenig. Sehr wahrscheinlich kühlte er seinen aufgeheizten Körper vor dem Baden nicht richtig ab. Im Wasser sackte er dann zusammen, was darauf schließen lässt, dass der fast 70-Jährige durch den plötzlichen Temperaturwechsel einen Herzschlag erlitt.

Deutscher Mythos

Um den kaiserlichen Leichnam vor Verwesung zu schützen, legte man ihn zunächst in ein Fass mit Essig, danach trennte man seine Gebeine durch Kochen vom Fleisch; Letzteres wurde in der Peterskirche im syrischen Antiochia bestattet, Herz und Eingeweide kamen nach Tarsos in Anatolien. Das Skelett sollte in der Grabeskirche von Jerusalem beigesetzt werden, jedoch gelangte kein Kreuzfahrer mehr in die Nähe dieser Stadt. So fand Friedrich I. seine letzte Ruhestätte in der Kirche Johannes des Täufers bei der libanesischen Stadt Tyros.

Das Ende des Kaisers löste in Deutschland große Trauer aus. Mit der Macht und Herrlichkeit des Reiches schien es endgültig vorbei zu sein. Schließlich tröstete die Bevölkerung sich mit einer Sage. Demnach sei der alte Barbarossa gar nicht gestorben, sondern warte schlafend im thüringischen Kyffhäuser-Gebirge, um eines Tages die Deutschen aus ihrer Not zu befreien. ■

Der schlafende Kaiser

Ursprünglich war die Kyffhäuser-Sage nicht mit Barbarossa, sondern mit seinem Enkel Friedrich II. (siehe Seite 34 bis 39) verbunden. Erst im 19. Jahrhundert zog der Großvater endgültig in das thüringische Mittelgebirge ein. Die wohl schönste Fassung stammt von Theodor Seidenfaden: «Der Kaiser starb nie. Im Kyffhäuser sitzt er und schläft. Die Herrlichkeit birgt er, das Reich und die Fülle der Macht. Der Kaiser sitzt auf dem beinernen Stuhle und stützt sich auf marmornen Tisch. Sein Bart wuchs wie heilige Glut. Er nickt wie im Traume; sein Auge zwinkt manchmal und blinkert ins Licht; denn über ihm hängt eine Ampel und leuchtet geheim. Dann winkt er dem Knaben, der neben ihm wacht, und spricht aus dem Schlafe: "Schreite hinaus vor den Berg und siehe ob die Raben [der Zwietracht und des Unglücks] noch fliegen, Vögel der Wal [Seherin aus der germanischen Mythologie]. Fliegen sie weiter, so schlafe ich wieder, verzaubert und tief: einhundert Jahre, bis mich aufs Neue die Ruferin weckt: die Sehnsucht der Zeit."» (*Das deutsche Schicksalsbuch*, 1932)

Stupor Mundi

_ Friedrich II. (1215–1250)

Für die einen war er ein feinsinniger Intellektueller und weitsichtiger Herrscher, der einen Ausgleich zwischen Okzident und Orient anstrebte, für die anderen ein Schwarmgeist und Fantast, der die Konfrontation mit dem Papst suchte. Am letzten großen Stauferkaiser scheiden sich die Geister.

> «Lebhaften Blickes, scharfsinnigen und gelehrten Geistes ist er; unpassend und unschicklich aber im Betragen.»
>
> Friedrichs Lehrer

Dass Genie häufig dicht am Wahnsinn siedelt, gehört zu den unstreitigen Tatsachen. Ebenso Napoleons Ausspruch, vom Erhabenen zum Lächerlichen führe oft nur ein kleiner Schritt. Der Staufer Friedrich, Zweiter seines Namens, bestätigt das alles auf beeindruckende Weise. Oder, um es mit Friedrich Schillers *Wallenstein* zu sagen: «Von der Parteien Hass und Gunst verzerrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.» Für die einen war er «stupor mundi et immutator mirabilis» (Staunen und wunderbarer Verwandler der Welt), anderen galt er als «Satans Abgesandter auf Erden» und «König der Pestilenz». Zumindest steht fest, dass der Mann imstande war, sich ergebene Bewunderer wie erbitterte Feinde gleichermaßen zu schaffen.

Levantinischer Kosmopolit

Schon früh verwaist (sein Vater Kaiser
rich VI. starb, als Friedrich kaum drei Jahre z
die Mutter Konstanze 14 Monate später) resi
er im Normannenpalast zu Palermo, dem m
lichen Erbe auf Sizilien. Dass er als Straßen
hungrig und bettelnd durch die Hafenviert
Stadt gezogen sei, ist eine Legende. Der j
Herr wurde von Vormündern sorgfältig erz
und überwacht. Ein Lehrer schildert den Cha
des 14-Jährigen: «Nirgends Ruhe haltend, erf
den Tag mit beständigem Tun, und damit die
durch Übung gemehrt werde, übt er seinen b
den Körper zu jeder Verwendung und Waff
tigkeit.» Weiter stellt er fest: «Lebhaften Bl
scharfsinnigen und gelehrten Geistes ist er; u
send und unschicklich aber im Betragen, da
nicht die Natur mitgegeben, sondern rüder Um
anerzogen hat. Dazu fügt sich, dass ihm die
ner unerträglich sind und er nur dem Ermesse
nes freien Willens folgt.»

An Friedrichs multikulturellem Hof zu Palermo wurden auch Moslems empfangen. Links von ihm der Kanzler Petrus de Vinea. Ölbildnis aus der Hand von Arthur von Ramberg, 1860/66. Foto: picture-alliance / akg-images

Friedrichs Jugend, man nannte ihn «Kind von Apulien», war geprägt durch eine arabisch-normannisch-jüdisch-byzantinische Mischkultur, die ihn zu einer Art levantinischem Kosmopoliten werden ließ. Zeitlebens blieben seine Orientierungspunkte Byzanz und der Nahe Osten. Im März 1212 verließ er Sizilien mit kaum einem Pfennig in der Tasche. Obwohl Freunde ihn warnten, es sei keineswegs sicher, dass er angesichts der vielen Feinde sein Ziel überhaupt lebend erreiche, gab der 17-Jährige die stolze Antwort: «Alles auf Erden verliert seine Bedeutung gegen die Hoheit, den Glanz, die Herrlichkeit des Kaisertums. Wer im Bewusstsein dessen feige verweigert, was das Schicksal von ihm verlangt, und ängstlich klügelnden Einwänden mehr vertraut als seinem Recht, den wird die Mitwelt verspotten und die Nachwelt verachten.»

Das beweist den Mut des jungen Mannes, denn sein ärgster Konkurrent, der Welfe Otto IV. (Sohn Heinrichs des Löwen), lauerte mit seiner Heeresmacht schon an sämtlichen Alpenpässen, um ihn gefangen zu nehmen. Es glich einem Wunder, dass Friedrich unbeschadet bis nach Konstanz am Bodensee gelangte, wo ihm der Bischof im letzten Moment die Stadttore öffnete. Dann ging es weiter in die Landschaft seiner staufischen Vorfahren und schließlich bis Frankfurt am Main, wo er am 5. Dezember 1212 von den Fürsten zum deutschen König gewählt und vier Tage später in Mainz gekrönt wurde. Das Glück zeigte sich ihm weiterhin gewogen, weil Otto 1214 eine furchtbare Niederlage in der Schlacht bei Bouvines gegen den Franzosenkönig erlitt und sein Ruf dadurch erheblich angeschlagen war. So ließ sich Friedrich II. im Juli 1215 am rechten Ort noch einmal zum König krönen, in der Pfalzkapelle Karl des Großen zu Aachen.

Diplomatie auf Arabisch

Fünf Jahre blieb er im Reich. «In verschwenderischer Fülle verteilte er Privilegien, Schenkungen und anderweitige Gunsterweisungen an Fürsten, Bischöfe, Städte und Ministerialen», schreibt Jürgen Kaiser in seinem Buch über die deutschen Königsdynastien des Mittelalters. Dadurch gewann er neue Unterstützer und band die alten fester an die Krone. Die Korruption der Beamten wurde wirksam eingedämmt, weil sie nur noch ein Jahr am selben Ort agieren durften und so kaum ein dauerhaftes Netzwerk der Bestechung knüpfen konnten. Handel, Märkte und Gewerbe erhielten seine Unterstützung, vor allem um die Kriegskasse aufzufüllen, denn der Kaiser hegte gigantische auswärtige Pläne, die er ab 1220 verwirklichen wollte. Es dauerte dann noch 15 Jahre, bis er wieder nach Deutschland kam.

Ohne einen Schwertstreich befreite er Jerusalem.

Als Erstes ließ er sich im November 1220 vom Papst zum römisch-deutschen Kaiser krönen. Danach baute der Staufer seine Königsmacht in Unteritalien und Sizilien aus. Dabei wurde er vom Vatikan zunehmend argwöhnisch beobachtet, weil er offenbar nicht beabsichtigte, einen Kreuzzug in den Orient zu unternehmen, wie er es dem Papst bereits 1215 feierlich gelobt hatte. Als im März 1227 mit Gregor IX. ein sehr energischer und selbstbewusster Mann den Stuhl Petri bestieg, bekam Friedrich bald dessen Härte zu spüren. Im September 1227 verhängte Gregor den Kirchenbann über den Staufer, der sich nun beeilte, nach Osten aufzubrechen. Freilich dachte er nicht daran, es zu ernsthaften Kämpfen kommen zu lassen; sein Heer benutzte er lediglich als Drohkulisse. Nach mehreren Verhandlungen mit dem ägyptischen Sultan Mohammed Malik al-Kamil, wobei ihm seine in Palermo erlangten Kenntnisse

Porträt Friedrichs II. im Frankfurter Römer, gemalt von Philipp Veit 1843. Foto: picture alliance / akg-images

Zeremonialschwert von Friedrich II. Die Nachbildung des Originals ist im Kunsthistorischen Museum Wien ausgestellt. Foto: picture alliance / akg-images

Der Kaiser verabschiedet Ritter des Deutschen Ordens in Marburg zur Kolonisation der Ostgebiete. Kolorierter Holzstich nach Peter Janssen (1844–1908) in der Aula der Universität Braunschweig. Foto: picture alliance / akg-images

der arabischen Sprache wertvolle Dienste leisteten, bekam er schließlich Jerusalem ohne einen einzigen Schwertstreich zurück. Ja, mehr noch: Auch Bethlehem und Nazareth wurden freigegeben, dazu der strategisch bedeutsame Küstenstrich von Jaffa bis Akkon sowie die alte Pilgerstraße nach Jerusalem. Kein Moslem durfte diese Stätten bewaffnet betreten. Beide Seiten sicherten sich freie Religionsausübung zu, tauschten Gefangene aus und schlossen für zehn Jahre einen Waffenstillstand.

> «Er, der sich Fürst dieser Welt nennt, soll (…) sich wie ein Sarazene benommen haben.»
>
> Patriarch von Jerusalem

Am 18. März 1229 nahte Friedrichs große Stunde. Sein Berater Hermann von Salza, Hochmeister des Deutschen Ordens, berichtete, wie «der Herr Kaiser am Samstag mit dem ganzen christlichen Heere nach Jerusalem kam und hier am folgenden Sonntag zu Ehren des ewigen Königs die Krone trug. (…) Worte vermögen den Jubel bei seinem Einzug in die Stadt und bei seiner Rede vor allen Christen und Einwohnern Jerusalems nicht zu beschreiben.» Da der Patriarch Gerold sich weigerte, die Krönung vorzunehmen (Friedrich war ja immer noch exkommuniziert) setzte er sich die über dem Hochaltar der Grabeskirche liegende Krone demonstrativ selbst auf. Das Stauferreich hatte seine größte territoriale Ausdehnung erreicht.

Moslem-Versteher

Der Erfolg des Kaisers besaß indes auch Schattenseiten. Im Abendland argwöhnte man, er sei inzwischen mehr Moslem als Christ geworden. Voller Empörung hatte Patriarch Gerold von Jerusalem berichtet: «Mit brennender Scham müssen wir ferner berichten, dass der Sultan dem Kaiser (…) Sängerinnen, Tänzerinnen und Gaukler übersandte, übel beleumdete Personen, von denen Christen nicht einmal sprechen sollten.» Und weiter: «Er, der sich Fürst dieser Welt nennt, soll mit ihnen nachts bei Gelagen in der Kleidung und sonst in jeder Beziehung sich wie ein Sarazene benommen haben.» Kleriker verbreiteten in Italien das Gerücht, er sei als «Schüler Mohammeds» zur Hölle gefahren!

Doch nach dem Kreuzzug musste der Papst seinen Bannfluch zurücknehmen. Es kam im September 1230 sogar zur persönlichen Begegnung Friedrichs mit Gregor IX. in dessen Elternhaus zu Anagni, wo man durch ein gemeinsames Festmahl der Öffentlichkeit ihre Aussöhnung demonstrierte. Danach konnte der Kaiser endlich seinen Leidenschaften frönen. Es gab kaum ein Gebiet, für das dieser staufische Tausendsassa sich nicht interessiert hätte. Warum das Meerwasser salzig, das der Flüsse hingegen süß sei; wieso ein am grauen Star Erkrankter schwarze Fäden sieht, obwohl auf seiner Pupille keine solchen zu erblicken sind. Ob Straußeneier allein durch die Kraft der Sonne ausgebrütet werden können. Mit dem berühmten Mathematiker Leonardo Fibonacci diskutierte er Probleme der Algebra. Dem Philosophen und Astronomen Michael Scotus stellte er die verzwicktesten Fragen. Etwa, wie viele Himmel es gebe und wer ihr jeweiliger Lenker sei oder was die Engel und Heiligen im Angesicht Gottes trieben oder «wo denn die Hölle sei und das Fegefeuer und das himmlische Paradies: unter der Erde, in der Erde oder über ihr?» Angeblich habe er sogar einen zum Tode verurteilten Verbrecher in ein Fass einschließen und ersticken lassen, um zu beweisen, dass danach aus dem Spundloch nichts entweiche, was irgendwie an eine Seele erinnere.

Er verfasste auch Liebesgedichte, von denen eines der «Blume von Syrien» galt, der schönen Anais von Brienne, die er in der Hochzeitsnacht der

Seeschlacht der kaiserlichen Marine im Mittelmeer. Der Kaiser – der selbst nicht teilnahm – wird in dieser Darstellung aus dem 14. Jahrhundert links mit Kronreif und Eisenhut gezeigt. Foto: CC0, Wikimedia Commons

eigenen kaum 14-jährigen Ehefrau Isabella vorgezogen hatte. Gegenüber seinen drei Gemahlinnen benahm sich der sonst so galante Kaiser («seine Augen grün schillernd wie bei einer Schlange») überaus gleichgültig. Hauptsache, sie bekamen viele Kinder. Mindestens 20 an der Zahl soll Friedrich mit 13 Frauen gezeugt haben, darunter den charismatischen Manfred, König von Sizilien. Dafür und wegen seiner Neigung zu den schönen Künsten priesen ihn deutsche Minnesänger wie Walther von der Vogelweide.

Allmachtsfantasien

Andererseits suchten Friedrich offenbar Allmachtsfantasien heim. Er führte eine altorientalische Geste der Unterwerfung per Fußkuss (Proskynese) wieder ein. «Göttlich» ließ Friedrich sich titulieren, ebenso seine Mutter. Der langjährige Kanzler Petrus de Vinea, dem er 1249 die Augen ausstechen ließ, lobhudelte über den Kaiser: «Es verehren ihn Erde und Meer, und es bejubeln ihn geziemend die Lüfte, ihn, welcher der Welt als wahrer Herrscher von der göttlichen Hoheit verliehen, als des Friedens Freund, der Liebe Schutzherr, des Rechtes Begründer, der Gerechtigkeit Bewahrer, der Macht Sohn, die Welt in beständiger Einwirkung verwaltet!» Apropos Sohn, der 1211 geborene und als Nachfolger designierte Heinrich hatte sich zweimal gegen den Vater erhoben. Nach einer militärischen Niederlage wurde er 1235 in Worms vor Gericht gestellt. Friedrich ließ ihn entthronen und die nächsten sechs Jahre verrottete er im Kerker, bis der Tod ihn erlöste.

Den jüngeren Sohn Konrad ließ der Kaiser 1237 in Wien zum Nachfolger ausrufen und danach betrat er Deutschland nie wieder. Es war für ihn zum Nebenschauplatz geworden. Als König Waldemar II. von Dänemark 1227 in Norddeutschland einfiel, wurde er durch ein Heer des Grafen Adolf von Holstein sowie der Städte Hamburg und Lübeck am 22. Juli bei Bornhöved schwer geschlagen. Damit waren alle dänischen Großmachtpläne im Ostseeraum zerschlagen. Der Kaiser nahm es zur Kenntnis. Es war ihm wichtiger, in Neapel eine Universität und auf Sizilien neue Städte zu gründen.

Friedrich soll mindestens 20 Kinder mit 13 Frauen gezeugt haben.

Selbst der verheerende Mongoleneinfall von 1241 konnte den Staufer nicht von seinen Machtkämpfen in Südeuropa abhalten. Dabei war die Gefahr enorm. «Es kam ein wildes Volk aus Asien hereingebrochen, genannt Mongolen, so gräulich

Augustale (Goldmünze) mit dem Bildnis des Kaisers. Foto: Classical Numismatic Group, Inc.; CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

«Radikal und weltoffen»

HANS-DIETRICH SANDER

DAS VERBORGENE VOLK

Eine sehr hohe Meinung von Friedrich II. hatte der Rechtsintellektuelle Hans-Dietrich Sander. Der Stauferkaiser habe «den deutschen Reichsgedanken (...) in maximaler Reinheit» verkörpert, so der ehemalige Brecht-Schüler und Feuilletonist der *Welt*. Den frühen Tod des Herrschers sah er als «eine der größten politischen Katastrophen der Weltgeschichte» an. «Es ist nicht auszudenken, was es Deutschland und Europa erspart hätte, wenn er wenigstens so lange am Leben geblieben wäre, um das Papsttum politisch dauerhaft zu bändigen», schrieb Sander in seinem Aufsatz «Die ghibellinische Idee». Und weiter: «Friedrich II. war radikal und weltoffen, wie Herbert Cysarz den deutschen Geist einmal bezeichnet hat. Mit der Niederhaltung der anmaßenden Macht des Heiligen Stuhls setzte er die religiöse Toleranz im Reiche durch. Er vertrat eine Form des Christentums, die ihn für den Heiligen Stuhl als einen deutschen Ketzer erscheinen ließ, wie er nach ihm nur noch in der Gestalt Luthers bekämpft wurde.» Die Ära der Staufer galt als fester Bezugspunkt im politischen Denken Sanders. Dies zeigte sich auch am Titelblatt seiner Zeitschrift *Staatsbriefe*, das der oktogonale Grundriss des apulischen Castel del Monte zierte.

In diesem Band sind grundlegende Texte Sanders zur Renaissance des Reichsgedankens und der nationalen Idee versammelt. Immer wieder rekurriert der Autor dabei auf das Staufertum Friedrichs II. Das Buch (224 Seiten, 24,00 Euro) ist unter compact-shop.de erhältlich. Foto: Quelle

anzuschauen wie einst die Hunnen, aber noch gräulicher als diese an Unmenschlichkeit», so ein Chronist. «Zahllos jagten sie über Russland, Ungarn und Polen und die ganze Gesittung des Abendlandes schien ihnen bereits verfallen zu sein.» Den Reiterhorden aus der Steppe stellte sich am 9. April 1241 bei Liegnitz ein Heer schlesischer Adeliger und Fußknechte unter Führung von Herzog Heinrich dem Frommen entgegen, das um den Preis seiner fast vollständigen Vernichtung die Feinde zum Rückzug veranlasste. Friedrich, ein leidenschaftlicher Falkner und Verfasser der Schrift *De arte venandi cum avibus* (Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen), wusste nichts Besseres zu tun, als dem Mongolen-General einen albernen Brief hinterherzuschicken: Er könne sich nun leider nicht mehr unterwerfen. Aber wenn der Großkhan einmal einen erfahrenen Falkenjäger benötige, dann stehe er ihm gern mit seinem Rat zur Verfügung. So witzig war die Majestät!

Apulisches Märchenschloss

Mit dem neuen Papst Innozenz IV. kam es wiederum zum Zerwürfnis, worauf im Juni 1245 der erneute Kirchenbann folgte. Auf all diese päpstlichen Drohworte reagierte Friedrich mit typischer Ironie: «Ich habe schon viele Blätter rauschen hören, aber wer aus Angst vor Drohungen stirbt, den muss man mit Eselsfürzen begraben.» Der Vatikan reagierte voll wilder Empörung, ließ eine Propagandaschlacht gegen den Kaiser los und bezeichnete ihn unter anderem als «Antichristen». In Deutschland wurden derweil durch den Klerus Gegenkönige aufgestellt – wie Heinrich Raspe von Thüringen oder Wilhelm von Holland. Den Kaiser schien es nicht zu stören. Sein Biograf Hans Martin Schaller urteilt: «Neben bezaubernder Liebenswürdigkeit und gewinnender Heiterkeit standen grausame Härte und Kälte gegenüber seinen Mitmenschen; überlegene Intelligenz und nüchterner Wirklichkeitssinn neben starrsinniger Behauptung von unhaltbaren Positionen; Züge mittelalterlicher Frömmigkeit neben starker Sinnlichkeit und jäh hervorbrechender Dämonie.»

> Sizilien schien ihm wichtiger als die deutschen Lande zu sein.

Rätselhaft wie der Mann selbst präsentieren sich auch seine Bauten. Allen voran das in Süditalien gelegene achteckige Castel del Monte, auch «Krone Apuliens» und «Diadem der Hohenstaufen» genannt. Ein wahrlich imposantes Oktogon, doch wozu diente es? Als Wehranlage taugt das Gebäude wenig, fehlen ihm doch Zinnen, hochragende Türme und ein Graben. Als Wohnlage wiederum ist es selbst für das 13. Jahrhundert zu fensterlos-düster. Und mehr noch: Friedrich hat das angeblich von ihm persönlich entworfene Gemäuer nie betreten. Vielleicht sollte seine Achteckigkeit als Metapher verstanden werden. Im Mittelalter galt die Zahl Acht als Symbol der Vollendung des Gottesreiches, mit dem sogar die Schöpfung (ihr Sym-

Zahl war die Sieben) noch überboten wird. Auf jeden Fall stellt das Castel del Monte ein Unikum dar zu einer Zeit, als die sakrale Baukunst der Romanik mit ihrer schweren Statik sich zur gotischen Auffassung von dynamisch himmelwärts strebenden Bauten und individuellen Plastiken wandelte.

Untergang der Staufer

Wie unbeliebt Friedrich inzwischen war und wie gefährdet sein politisches Werk, musste er 1249 nach einem gescheiterten Giftanschlag erfahren, der von seiner nächsten Umgebung, darunter Kanzler Petrus de Vinea, ausgeheckt worden war. «Weh mir, sogar meine Eingeweide verraten mich», so die kaiserliche Klage. «Wem kann ich jetzt noch trauen? Wo finde ich Glück und Sicherheit?» Enttäuschung und Verbitterung bemächtigten sich seiner.

> «Neben bezaubernder Liebenswürdigkeit (...) standen grausame Härte und Kälte gegenüber seinen Mitmenschen.» Hans Martin Schaller

Plötzlich und unerwartet starb der Kaiser bei einem Jagdausflug am 13. Dezember 1250 im Castel Fiorentino (Apulien). Sein Sohn Konrad IV. folgte ihm dreieinhalb Jahre später ins Grab. Kein männlicher Nachkomme Friedrichs II. starb eines natürlichen Todes. Der letzte legitime Kaiserenkel Konradin wurde 1268 nach einer verlorenen Schlacht von den Franzosen in Neapel hingerichtet. Das ruhmreiche, aber unglückselige Geschlecht der Hohenstaufen war damit für immer untergegangen. ■

Bild links: Castel del Monte – das rätselhafteste Bauwerk des Mittelalters. Foto: Berthold Werner, CC BY-SA, Wikimedia Commons

Friedrich II. setzt sich im Grabmünster zu Jerusalem die Krone des Heiligen Landes auf. Nachkolorierter Holzstich von Franz Kollarz, um 1880. Foto: picture-alliance / akg-images

Stammvater einer großen Dynastie

_ Rudolf von Habsburg (1273–1291)

Er war zwar nur ein verhinderter Kaiser, dafür stand er am Anfang einer Entwicklung, die später als deutscher Dualismus in die Geschichte eingehen sollte. Mit der legendären Heiratspolitik der österreichischen Herrscher spannte er ein Netz über weite Teile Europas.

Rechtlosigkeit, Raubrittertum und Fehdeunwesen griffen um sich.

«Lieber Gott, sitze fest auf Deinem Thron, sonst nimmt ihn Dir dieser Rudolf auch noch weg!», rief Bischof Heinrich von Basel entsetzt. Soeben, im September 1273, musste er erfahren, dass die deutschen Kurfürsten den Grafen von Habsburg zum König erwählt hatten. Eben dieser Rudolf belagerte seit zwei Wochen Basel und ließ deren Vorstadt am Kreuztor in Flammen aufgehen. Wenn so ein Raubein auch noch König wurde, dann war Schlimmes zu befürchten. Doch es kam anders. Kaum hörte Rudolf von dieser Wahl, befahl er seinen Kriegern: «Haltet mit allen Frieden und gebt die Gefangenen frei!» Bischof Heinrich bot er einen Waffenstillstand an. Mit Rudolf begann der erstaunliche Aufstieg des Hauses Habsburg zur Weltmacht. Johann Wolfgang von Goethe schrieb dazu: «Von Karl dem Großen vernahmen wir manches Märchenhafte aber das Historisch-Interessante für uns fing erst mit Rudolf von Habsburg an, der durch seine Mannhaftigkeit so großen Verirrungen ein Ende gemacht.»

Interregnum

Nach dem Tod des letzten Stauferkönigs Konrad IV. 1254 versank das Deutsche Reich in Anarchie. Es geschah etwas, das in der mittelalterlichen Geschichte ohne Beispiel dasteht: Ein riesiges Land

besaß keinen verantwortlichen Regenten mehr. Die Konkurrenz unter den großen Territorialfürsten war so heftig, dass jeder befürchtete, der andere werde sein Königsamt zur Mehrung der persönlichen Hausmacht missbrauchen. Ein Teil der sieben Kurfürsten wählte pro forma den Spanier Alfons X. von Kastilien, eine andere Fraktion ernannte den englischen Grafen Richard von Cornwall zum König. Es war eine reine Farce, denn Alfons kam niemals nach Deutschland, während Richard sich immerhin zu vier Kurzbesuchen aufraffte. Das Ganze wurde beschönigend als «Interregnum» (Zwischenregierung) bezeichnet.

Das Deutsche Reich war in dieser «kaiserlosen, schrecklichen Zeit» seiner tragenden Institutionen beraubt und dem Verfall preisgegeben. Rechtlosigkeit, Raubrittertum und Fehdeunwesen griffen um sich. Der Verlust einer führungsfähigen Reichsspitze stürzte auch die Kirche in eine Krise, denn ihr fehlte der Kaiser als oberster Schutzpatron. Nach zwei unruhigen Jahrzehnten wurde den Kurfürsten, vor allem den drei Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier, allmählich bewusst, dass es so nicht weitergehen konnte. Es galt, einen Kandidaten für die Königs- und spätere Kaiserkrone zu finden, der nicht allzu mächtig, aber auch nicht zu unbedeutend sein durfte. Bischof Bruno von Olmütz konstatierte damals: «Weltliche wie geistliche Fürsten wollen nichts wissen von einem machtvollen Kaiser; sie wollen wohl einen gütigen und weisen Herrscher, aber keinen zu mächtigen.»

Graf Rudolf IV. von Habsburg zählte sicher nicht zu den Adeligen erster Wahl, war er doch kein Reichsfürst. Dennoch entschlossen sich die Kurfürsten am 9. September 1273, ihm die Krone anzubieten. Sicher spielte dabei eine Rolle, dass er mit 55 Jahren für damalige Verhältnisse schon recht alt war und keine lange Regierungszeit zu erwarten war. Aber auch Rudolfs Hartnäckigkeit und seine militärische Begabung waren nicht verborgen geblieben. Und der Mangel an Hochadeligkeit wurde ausgeglichen durch seine sechs Töchter, «ein attraktives Kapital auf dem fürstlichen Heiratsmarkt», wie Brigitte Vacha in ihrem Werk *Die Habsburger* vermerkt.

Rudolfs Porträt im Frankfurter Römer stammt von August Gustav Lasinsky (1812–1870). Foto: picture-alliance / akg-images

Der Graf von der Habichtsburg

Rudolf befand sich zu jener Zeit im Feldlager vor Basel. Die Nachricht von seiner bevorstehenden Wahl überbrachte ihm der Nürnberger Burggraf Friedrich III. von Hohenzollern – eine Szene von bemerkenswerter Symbolkraft, denn sowohl Habsburger wie Hohenzollern sollten später eine Kaiserkrone tragen. Auf dem Weg nach Norden («zitternden Herzens und wohlüberlegend, welch bedeutungsvoller Ruf der Vorsehung an mich ergangen ist», wie er dem Papst schrieb) bekam Rudolf die Reichsinsignien ausgehändigt, die Richard von Cornwall auf der pfälzischen Burg Trifels verwahren ließ. Am 1. Oktober 1273 wählten die Kurfürsten in Frankfurt am Main Rudolf einstimmig zum römisch-deutschen König. Drei Wochen später wurde er in Aachen gekrönt und konnte auf dem Thron Karl des Großen Platz nehmen. Mehrere Chronisten berichten von einem wunderbaren Zeichen, das während der Zeremonie am Himmel erschienen sein soll: eine Wolke in Kreuzesform, die bald rötliche Färbung annahm. «Ein schönes Kreuze schwebte über ihm, derweilen er dasaß, gekrönet und die Weihen empfangend; hier hab ich es gesehen und weiß, dass ihn Gott durch der Fürsten Mund zu unser aller Vogt hat erwählt», vermeldete der Südtiroler Sänger Friedrich von Sonnenburg.

Die Habsburger stammten ursprünglich aus der Schweiz.

Eine verklärende Legende hat Rudolf zum armen, einflusslosen Grafen stilisiert, damit der Aufstieg seiner Dynastie umso bedeutender erscheine. Doch er war tatsächlich beides nicht. Die Habsburger stammten aus der Schweiz; ihr Hauptsitz, die

Burggraf Friedrich von Hohenzollern überbringt Rudolf die Nachricht von seiner Königswahl. Illustration um 1870. Foto: picture-alliance / Judaica-Sammlung Richter

Kaiserliches Wappen des Rudolf von Habsburg. Foto: David Liuzzo, Wikimedia Commons

Habichtsburg, lag im heutigen Kanton Aargau. Seit 1009 Grafen, erwarben sie größeren Besitz am Oberrhein und in der Zentralschweiz. Rudolfs Urgroßvater Albrecht trug den bezeichnenden Beinamen «der Reiche». Von seiner Mutter erbte er die Schweizer Gebiete Thurgau und Glarus. Um 1260 kaufte Rudolf große Güter im Breisgau und im Elsass mit Colmar und Mülhausen sowie im Urkanton Schwyz. Er war also keineswegs das «arme Gräflein», wie ihn ein fürstlicher Konkurrent spöttisch nannte.

Rudolf I. von Habsburg besaß als König eine ausgesprochen glückliche Hand sowohl in zivilen als auch in militärischen Belangen. Der Mann mit der markanten Adlernase hatte sich schon als Jüngling den Wahlspruch «Utrum libet» (Wie's beliebt) zugelegt. Dieser in auffallendem Gegensatz zu den üblichen fromm-martialischen Devisen seiner Zeit stehende Wortwitz bedeutete aber nicht, dass es Rudolf an notwendiger Härte fehlen ließ. Das erwies sich ganz deutlich im Fall des Königreiches Böhmen, einem Bestandteil des Deutschen Reiches.

Die Schlacht auf dem Marchfeld

Der überaus stolze König Ottokar II. von Böhmen sollte Rudolfs gefährlichster Gegner werden. Das von ihm während des Interregnums geschaffene großböhmische Reich, zu dem vorübergehend auch Ungarn gehörte, bestand außer den Stammlanden Böhmen und Mähren aus dem Erbe der Staufer und aus Reichsgut, das Ottokar unrechtmäßig einkassiert hatte. Sein Herrschaftsbereich erstreckte sich schließlich von Schlesien bis zur Markgrafschaft Friaul an der Adria. Mit dieser Hausmacht im Rücken machte er seinen Anspruch auf die deutsche Krone geltend und erhob gegen die Wahl des Habsburgers Einspruch. Gleichzeitig pochte er auf den Besitz Österreichs, der Steiermark sowie von Kärnten und Krain.

Denkmal des Habsburgers im Dom zu Speyer. Foto: Michail Jungierek, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Der Donauraum wurde zum Mittelpunkt der habsburgischen Macht.

Auf einem Reichstag zu Nürnberg ermächtigten die deutschen Fürsten König Rudolf zur Einziehung der 1245 von Ottokar okkupierten Reichsgebiete. Da dieser es mehrfach ablehnte, dem gewählten König zu huldigen, und einer zweimaligen Vorladung auf dem Reichstag zu erscheinen, nicht nachkam, wurde die Reichsacht über ihn verhängt, und es kam 1276 zum Krieg, dem ein baldiger Waffenstillstand folgte. Erst 1278 wagte Ottokar die offene Konfrontation, nachdem er auch noch ein Bündnis mit dem König von Polen geschlossen hatte. Rudolf wiederum sicherte sich die Unterstützung der reichen Grafen Meinhard und Albert von Tirol durch eine Heiratsverbindung seines ältesten Sohnes Albrecht mit Meinhards Tochter Elisabeth.

Am 26. August 1278 entbrannte auf dem Marchfeld zwischen Dürnkrut und Jedenspeigen (40 Kilometer nordöstlich von Wien) die Entscheidungsschlacht. Als geschickter Stratege hatte Rudolf abseits von seiner Hauptstreitmacht eine Reiterformation gleichsam als schnelle Eingreiftruppe versteckt. Diese Männer griffen die schweren böhmischen Panzerreiter plötzlich von der Seite an. Und eben diese, von vielen Zeitgenossen als unritterlich kritisierte Kampftaktik brachte die Entscheidung. Im böhmischen Heer steigerte sich die Verwirrung schnell zur Massenpanik. Die fliehenden Ritter ertranken im Fluss March, der ihnen den Rückzug versperrte, oder wurden an seinem Ufer erschlagen. Genau 44 Jahre später sollte Ludwig der Bayer in der Schlacht bei Mühldorf diese Taktik erneut anwenden.

Das gegnerische Heer erlitt eine vernichtende Niederlage, es verlor 12.000 Mann an Toten und Gefangenen; Ottokar selbst wurde von persönlichen Feinden «gefangen, gezerrt, vom Pferd gestoßen, mit zahlreichen Hieben getroffen und schließlich mit dem Schwert zu Tode gebracht». Rudolf wiederum geriet nach einem Sturz vom Pferd in

Lebensgefahr und konnte eben noch von österreichischen Rittern unter Führung des tapferen Walter von Ramschwag herausgehauen werden. «Noch auf dem Schlachtfeld hat er, als ihm der arg verstümmelte Leichnam des Böhmenkönigs auf einer Bahre gebracht wurde, über seinem toten Feind ein Gebet gesprochen», berichtet ein Chronist. Der Tag auf dem Marchfeld war eine Entscheidung für die kommenden 650 Jahre. Habsburg blieb im Raum Österreich, den König Rudolf mit einer einzigen Schlacht gewonnen hatte, bis 1918. Der Donauraum wurde zum Mittelpunkt der kaiserlich-habsburgischen Macht.

König zum Anfassen

Eine ständige Residenz besaß auch Rudolf noch nicht. Am häufigsten hielt er sich in Basel und dem elsässischen Hagenau auf; längere Besuche fanden in Wien, Würzburg und Erfurt statt. Durch Ausrufung und Aufrechthaltung des Landfriedens und Zerstörung von mehr als 60 Raubritterburgen machte er sich hochverdient, «und so unparteiisch war seine Gerechtigkeitspflege, dass sie noch lange Zeit den Fürsten als Vorbild hingestellt wurde. Er zog deshalb selbst im Reiche umher, schlichtete die Streitsachen Vornehmer und Geringer und ward davon auch das lebendige Gesetz genannt.» Vor allem gegen Raubritter ging er unerbittlich vor und ließ vor den Toren Erfurts an einem Tag 29 solcher adeligen Spitzbuben enthaupten. «Der wahre Adel hält sein Wort, ehrt die Tugend, liebt die Gerechtigkeit, beleidigt niemanden und fügt keinem Menschen Unrecht zu», ließ der König dabei verkünden.

> «Der wahre Adel hält sein Wort, ehrt die Tugend und fügt keinem Menschen Unrecht zu.»
> Rudolf von Habsburg

Persönlich fromm, klug und zielstrebig in allem, was er sich vornahm, gewann er durch seine bescheidene und betont schlichte Art die Gunst des Volkes. Er verkörperte gewissenmaßen einen «König zum Anfassen», anders als seine unnahbaren Staufer-Vorgänger. «Er war ein Mann von langem Körper», berichtet ein Augenzeuge. «Schlank mit kleinem Haupte, bleichem Antlitz und langer Nase; Haare hatte er nur wenige aber zierliche und

Auf dem Marchfeld siegten 1278 Rudolfs Truppen gegen Ottokar von Böhmen. Entwurf für den Festsaalbau der Münchner Residenz, Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872), 1838. Foto: picture alliance / akg-images

Siegel von Kaiser Rudolf I. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Der junge Wenzel bittet den Kaiser um die Leiche seines auf dem Marchfeld gefallenen Vaters Ottokar. Das 1826 fertiggestellte Gemälde von Anton Petter (1781–1858) befindet sich heute im Belvedere Museum Wien.
Foto: CC0, Wikimedia Commons

lange Hände und Füße.» Mit zunehmendem Alter wurde er auch milder. Er begründete das mit den Worten: «Meine Strenge hat mich zuweilen gereut, aber meine Güte niemals.» Glückliche Umstände für Deutschland! Hinzu kam das 13. Jahrhundert als Epoche höchster Blüte. Handel und Künste gediehen. Wissenschaft, Dichtung und Architektur erlebten trotz Hungersnöten, Pest, Kriegen und Naturkatastrophen einen Aufschwung. Die Städte an den Schnittpunkten der Handelsstraßen zu Wasser und zu Land erfuhren einen nie zuvor gekannten Wohlstand. Die Mitte Europas erwuchs zu einem für viele Herrscher begehrten Territorium.

«Meine Strenge hat mich zuweilen gereut, aber meine Güte niemals.» Rudolf von Habsburg

Doch streng genommen war Rudolf gar kein Kaiser. Papst Gregor X. hatte ihn während einer persönlichen Zusammenkunft Ende Oktober 1275 in Lausanne zwar zur Kaiserkrönung nach Rom eingeladen; sogar der genaue Termin für diese Zeremonie stand bereits fest. Leider starb Gregor schon drei Monate später und in den folgenden anderthalb Jahren wechselten sich in Rom fünf Päpste ab, sodass in dem allgemeinen Durcheinander die Kaiserangelegenheit langsam in Vergessenheit geriet. Dem Habsburger, der allzeit die Maxime «Mehr sein als scheinen» bevorzugte, dürfte es herzlich egal gewesen sein. Wichtig war ihm etwas ganz anderes.

Begnadeter Netzwerker

Auf dem Reichstag zu Augsburg konnte er im Dezember 1282 seine Söhne Albrecht und Rudolf mit großen Gebieten im Südosten belehnen und damit die Hausmacht der Habsburger begründen. Für diese Belehnung, welche die beiden zu Reichsfürsten erhob, hatten die Kurfürsten eigens einen sogenannten Willebrief ausgestellt. Darin hieß es: «Wir stimmen ausdrücklich bei und erteilen dazu unsere freie Einwilligung, dass König Rudolf die Fürstentümer Österreich, Steiermark, Krain und Kärnten mit allen ihren Rechten und Zubehör, die er – einst dem Reiche entfremdet und verschleudert – mit vielem Schweiß und Blut wieder unter die Gewalt des Reiches gebracht hat, den erlauchten Albrecht und Rudolf, seinen Söhnen, übertrage und zu Lehen gebe, wann es immer sein Wille sein wird.

Die Majestät, nun fest im Sattel sitzend, war volkstümlich und konnte sehr humorvoll sein. Als ihn einige neugierige Gesandte fragten, warum sein Haupthaar grau, sein Bart aber noch dunkel geblieben sei, antwortete er: «Weil das Haupthaar 24 Jahre älter ist als der Bart.» Man liebte diese Art vor allem in den Städten, den wirtschaftlichen und militärischen Machtzentren, wo Unterhaltung sehr gefragt war. Nur als der stets in Geldnöten steckende Rudolf 1285 eine Vermögensabgabe als direkte Einzelbesteuerung eines jeden Bürgers durchsetzen wollte, revoltierten die bis dahin so duldsamen Städter. Es kam zu Aufständen wie in Wetzlar, und der König musste auf sein ambitioniertes Steuerprojekt schweren Herzens verzichten.

Seine sechs Töchter verheiratete er erfolgreich, voller Weitsicht und eben als Schachfiguren im politischen Spiel, wie es seinerzeit im alten Adel Brauch war. So vermählte sich Mathilde mit dem Herzog von Bayern, Agnes mit dem Herzog von Sachsen, Hedwig mit dem Markgrafen von Brandenburg, Clementia mit dem König von Neapel und die jüngste Tochter Jutta sogar mit König Wenzel von Böhmen, dem Sohn seines 1278 gefallenen Erzfeindes Ottokar. Damit schuf Rudolf sich ein weitverzweigtes Netzwerk von politischen Beziehungen.

Felix Austria

Im vorgerückten Alter von 66 Jahren musste er sogar noch – «im Joche seufzend» – die eigenen Hochzeitsglocken läuten hören. Seine erste Gemahlin Gertrud von Hohenberg, mit der er zehn Kinder hatte, war 1281 gestorben. Drei Jahre später heiratete der Witwer die erst 14-jährige Prinzessin Isabella von Burgund. Grund der ungewöhnlichen Verbindung: Der König hoffte, durch seine Heirat die von Frankreich bedrohten Reichsrechte im Herzogtum Burgund zu sichern. Dass sein Sohn als Albrecht I. 1298 zum römisch-deutschen König erwählt und gekrönt wurde, erlebte er nicht mehr. Bald nach seinem letzten Hoftag in Frankfurt am Main starb er am 15. Juli 1291.

Rudolf schuf ein weitverzweigtes Netzwerk von politischen Beziehungen.

«Wenn auch die Hoffnungen König Rudolfs I., die Dynastie Habsburg im deutschen Königtum zu begründen, noch nicht in Erfüllung gingen, so hat der König doch mit Klugheit und Beharrlichkeit den Grundstein zum unaufhaltsamen Aufstieg des Hauses Habsburg, dessen Stammvater er wurde, gelegt», urteilt sein Biograf Richard Reifenscheid. Dem darf man getrost zustimmen. ■

Kurfürsten

Zunächst waren alle reichsunmittelbaren Fürsten als Königswähler aufgetreten. Seit 1263 besaßen nur sieben Kurfürsten dieses Recht:

- der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler für Deutschland,
- der Erzbischof von Köln als Erzkanzler für Italien,
- der Erzbischof von Trier als Erzkanzler für Burgund,
- der König von Böhmen als Erzmundschenk,
- der Pfalzgraf bei Rhein als Erztruchsess,
- der Herzog von Sachsen als Erzmarschall,
- der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer.

Bedeutendster Kurfürst war der Erzbischof von Mainz. Er berief das Wahlkollegium. Bei Stimmengleichheit entschied er über den Ausgang der Wahl.

Die Habsburg im Schweizer Kanton Aargau, erbaut um 1020/30–1300. Foto: picture alliance / prisma

Der streitbare Wittelsbacher

_ Ludwig IV. der Bayer (1314–1347)

Seine Erfolgsbilanz war durchwachsen: Zunächst rang er seinen habsburgischen Konkurrenten nieder, doch dann sprach der Papst über ihn den Kirchenbann aus. Die Kaiserkrone wurde ihm vom Volke verliehen.

Porträt Ludwigs IV. im Frankfurter Römer. Geschaffen im Jahre 1840 von Karl Ballenberger (1801–1860). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Böse Zungen behaupteten, der Habsburger Friedrich sei auf einem Fass zum König erhoben worden.

Den Bewohnern von Frankfurt am Main bot sich am 18. Oktober 1314 ein seltenes Spektakel. Vor den verschlossenen Stadttoren stand am nördlichen Mainufer bei Bockenheim eine bis an die Zähne bewaffnete Streitmacht unter dem Befehl des Herzogs Ludwig von Bayern. Am südlichen Ufer bei Sachsenhausen hatte sich ein Heer unter dem Kommando des Herzogs Friedrich von Österreich, genannt «der Schöne», versammelt. Die beiden Hochadeligen machten sich den deutschen Königsthron streitig und waren kurz davor, übereinander herzufallen.

König Heinrich VII., aus der Luxemburger-Dynastie stammend, war bereits im August 1313 bei Siena auf einem der unseligen Italienzüge überraschend gestorben. Dynastisches Anrecht auf die vakante Krone besaßen aufgrund komplizierter verwandtschaftlicher Beziehungen sowohl der Wittelsbacher Ludwig als auch der Habsburger Friedrich. Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte drohte die reale Gefahr der Reichsspaltung. Verstärkt wurde diese Entwicklung durch die Tatsache, dass sich auch die Kurfürsten, berechtigt zur Königswahl, nicht einigen konnten oder wollten. Fünf von ihnen (Mainz, Trier, Brandenburg, Böhmen und Sachsen-Lauenburg; damals waren nach dem Gewohnheitsrecht noch beide sächsischen Linien wahlberechtigt) votierten für Ludwig, die anderen drei (Köln, Pfalz und Sachsen-Wittenberg) zogen Friedrich vor. Weil das Mehrheitsprinzip noch nicht galt, hätte der Papst als letzte Instanz über die gültige Wahl und Krönung im Deutschen Reich entscheiden müssen. Doch seit dem Tod von Clemens V. im April 1314 war kein neuer Pontifex gewählt worden. Das Konklave zog sich noch bis 1316 hin.

Wettlauf um die Krone

Da vor Frankfurts Toren eine militärische Pattsituation entstand, beschlossen die Kontrahenten, ihren Streit zunächst durch vollendete Tatsachen zu beenden. Am 20. Oktober 1314 wurde Ludwig von Bayern zum König ausgerufen. Ein zeitgenössischer Chronist berichtet: «Als diese Wahl bekannt wurde, erhob sich in der Stadt, die ihm stets in treuer Anhänglichkeit ergeben war, lautes Freudengeschrei, und alles lobte den Herrn. Als der Herzog von Österreich erfuhr, dass er bei der Wahl überstimmt worden sei, rief er aus, die Fürsten hätten ihn zum Gespött gehabt und ihm schweres Unrecht zugefügt, und zog im Schweigen der Nacht mit den Seinen grollend von dannen.»

Nun begann eine Art Wettlauf um die Krone. Am 25. November 1314 ließ sich Ludwig auf dem Altar der Bartholomäuskirche zu Aachen krönen. Das war der dafür rechtmäßige und traditionelle Ort. Allerdings hatte Friedrich sich zuvor im Handstreich die Reichskleinodien (Krone, Königszepter, Reichsapfel, Zeremonienschwert und Krönungsmantel) aus der Kyburg gesichert; Ludwig konnte daher nur Kopien nutzen. Sein Habsburger Kontrahent wurde ebenfalls am 25. November gekrönt, mit den echten Insignien versehen, aber am falschen Ort, in Bonn. Böse Zungen behaupteten, Friedrich sei auf einem Fass zum König erhoben wurden und dabei heruntergefallen.

Wer war dieser Bayer Ludwig, der einstmals die Kaiserkrone tragen sollte? Nur als Zweitgeborener kommt er wahrscheinlich 1282 in München als Sohn von Herzog Ludwig II., genannt «der Strenge», zur Welt. Zunächst steht er im Schatten seines älteren Bruders Rudolf, der seit dem Tod des Vaters 1294 die Regierung von Oberbayern übernahm. Doch zielstrebig baut Ludwig an seiner Karriere. 1301 wird er Mitregent im Herzogtum. Und als auch Niederbayern nach dem Tod mehrerer Regenten ins Visier gerät, zerstreiten sich die Brüder endgültig. Ludwig zeigt schnell, aus welchem Holz er geschnitzt ist. Aus der Schlacht bei Gammelsdorf geht er Ende 1313 als eindeutiger Sieger hervor. Nun konnte er sich in den Kampf um die deutsche Königskrone begeben. Dieser wurde tatsächlich mit Waffengewalt ausgefochten.

Die letzte Ritterschlacht

Was sich dann im Herbst 1322 bei dem oberbayerischen Städtchen Mühldorf am Inn abspielte, repräsentierte die letzte klassische Ritterschlacht des Mittelalters. Nach zahlreichen Scharmützeln, die sich über acht Jahre hinzogen und zu keinem Ergebnis führten, suchten der Bayer und der Österreicher die Entscheidung. Friedrichs Truppen vereinigten sich aus Richtung Westen am 21. September 1322 bei Passau mit den Truppen des dortigen Bischofs und marschierten dann gemeinsam entlang des linken Innufers Richtung Mühldorf, wo sie fünf Tage später eintrafen. Friedrich der Schöne kam am 24. September in Mühldorf an. Sein Bruder Leopold sollte von Schwaben her zu den Habsburger Truppen stoßen, sein Vormarsch verzögerte sich

aber. Die verfügbare Streitmacht Friedrichs bestand aus 1.400 schwer bewaffneten Reitern. Herzog Leopold, der 1.200 Ritter kommandierte, befand sich zum Zeitpunkt der Schlacht noch bei Fürstenfeld westlich von München.

Ludwig IV. brach am 21. September mit 1.800 schweren Reitern von München in Richtung Inn gegen Ampfing auf. Seine Truppen bezogen auf einer Anhöhe nördlich des Schlachtfeldes zwischen Mettenheim und Neufahrn ihre Stellung. Ludwig teilte seine Streitmacht in drei Abteilungen. In der Mitte standen die Niederbayern unter ihrem Herzog Heinrich, links neben ihm böhmische Truppen unter König Johann; am rechten Flügel die Oberbayern unter Konrad von Schlüsselberg. Ludwig brachte eine taktische Variante zum Einsatz. An seiner linken Flanke hielt er, getarnt durch ein Waldstück, etwa 500 Reiter als Reserve zurück. Sie stand unter dem Kommando des Burggrafen Friedrich IV. von Nürnberg, einem Hohenzollern, sowie dessen Feldhauptmann Seyfried Schweppermann. Nach damaligen Kriegsbräuchen galt das als unehrenhaft. Ein Ritter hatte offen Mann gegen Mann zu kämpfen. Kriegslisten oder Hinterhalte waren verpönt. Wenn Ludwig sich nicht darum scherte, weist ihn das als klugen und besonnenen Feldherren aus. Ebenso die Tatsache, dass er sich vom unmittelbaren Kampfgeschehen – anders als sein Kontrahent – fernhielt, um den Überblick zu behalten. Übrigens wandte er hier dieselbe Taktik an, die schon 44 Jahre zuvor Rudolf von Habsburg während der Schlacht auf dem Marchfeld erprobt hatte.

Geschlagene Österreicher

Vier Tage lang lagen sich die Kontrahenten gegenüber und belauerten sich, während sie auf ihre Verstärkungstruppen warteten. Dann wurde Ludwig zum ersten Angriff überredet. Und Friedrich auf der anderen Seite ließ sich leichtsinnig auf das Gefecht ein, ohne die Ankunft seines Bruders Leopold abzuwarten. In der Früh des 28. Septembers 1322 brach die Schlacht los. Sie dauerte ungewöhnlich lange. Zahlreiche Reiterattacken stießen mit wechselndem Erfolg zusammen. Manch ungeduldiger Ritter stieg vom Ross und suchte die Entscheidung im Gefecht zu Fuß. Das war in voller Rüstung durchaus üblich und möglich, denn gute Harnische erwiesen sich auch für diese Kampfform als ideal. Denn es wurde größter Wert auf die Beweglichkeit aller Einzelteile gelegt.

Der Kampf um die deutsche Krone wurde mit Waffengewalt ausgefochten.

Ludwigs Krönung in Aachen. Die Krone war allerdings nur eine Kopie. Dargestellt um 1876; von August von Kreling (1818–1876). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Sitzung des Kollegiums der deutschen Kurfürsten. Hier auf einer Abbildung des Codex Balduini Trevirensis um 1340 zu sehen. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Die erste Phase des Kampfes endete mit einem Erfolg der Österreicher. Friedrich selbst kämpfte im dichtesten Schlachtgetümmel; um die Mittagszeit schien sein Sieg gesichert, da brachte der hartnäckige Widerstand des bayerischen Fußvolkes den Vormarsch des Gegners zunächst zum Stehen. In dieser Krise des Gefechts führte das Eingreifen des Burggrafen Friedrich IV. von Nürnberg am frühen Nachmittag zur Entscheidung. Er erschien nun am rechten Flügel der Österreicher mit der Reiterei unter Schweppermann.

Mit Papst Johannes XXII. erwuchs Ludwig ein neuer Kontrahent.

Damit vollendete sich das Geschick des österreichischen Heeres, das durch den Flankenangriff seiner wichtigsten Rückzugslinie beraubt und nahezu vernichtet wurde. Friedrich der Schöne musste sich nach tapferem Kampf dem Burggrafen von Nürnberg ergeben. Seinen entfernten habsburgischen Verwandten soll Ludwig mit den ironischen Worten empfangen haben: «Herr Vetter, ich sah Euch nie so gern wie heute.»

Herzog Friedrich wurde drei Jahre lang auf der Burg Trausnitz (Oberpfalz) interniert. Er musste überdies die Reichskleinodien ausliefern, sodass Ludwig IV. sich nunmehr als unangefochtener Regent betrachten durfte. Doch schon drei Jahre später erwuchs ihm mit Papst Johannes XXII. ein neuer und mindestens ebenso gefährlicher Gegner. Johannes, der in Avignon residierte, und völlig unter dem Einfluss des französischen Königs Philipp IV. stand, wollte nur einem vom Papst anerkannten Monarchen die Ausübung der Herrschaft in Deutschland zugestehen. Er beanspruchte die Rolle eines Schiedsrichters und pochte darauf, den Thronstreit von der Kurie entscheiden zu lassen. Da Ludwig seiner Forderung, die Krone niederzulegen, nicht Folge leistete und überdies in Italien Reichs- und Kaiserrechte proklamierte, griff Johannes zur schärfsten Kirchenstrafe und bannte den deutschen König. Um Ludwig vollständig zu isolieren, belegte er das Reich zusätzlich mit dem Interdikt, dem Verbot von jeglichem Gottesdienst.

Streit mit dem Papst

Aber man schrieb nicht mehr die Zeit von Gregor VII., der mit seinem Bannfluch einen Monarchen zur Buße zwingen konnte. Die Wirkung der päpstlichen Strafaktion verpuffte, weil viele Fürsten und Städte Ludwig den Rücken stärkten; auch der bayerische Klerus blieb überwiegend königstreu. Zudem liefen einflussreiche geistliche Gegner des Papsttums zu Ludwig über, unter ihnen der Publizist Marsilius von Padua und der Philosoph Wilhelm von Ockham, die sich im theologischen Streit mit dem Papst überworfen hatten. Namentlich Marsilius trat in seinem Werk *Defensor pacis* (Verteidiger des Friedens) nachdrücklich für die Einordnung der Kirche in den Staat ein. Ludwig stellte überdies in einem geschickten Schachzug die von Johannes verfolgten Mönche des Franziskanerordens unter seinen Schutz. Es war

Im dichten Schlachtgetümmel bei Mühldorf 1322. Der Maler Hans Werl (1570–1608) hielt den Sieg von Ludwig IV. über Friedrich III. auf seinem Gemälde fest. Foto: Haus der Bayerischen Geschichte

just die Zeit, in der Umberto Ecos Roman *Der Name der Rose* spielt. Der König nutzte die in München versammelten Gelehrten als Verfasser antipäpstlicher Streitschriften. Überdies versuchte er, mit Stiftungen wie dem reich beschenkten Kloster Ettal seine Frömmigkeit unter Beweis zu stellen.

> «Er war in den Waffen geübt und trat jeder Gefahr kühn entgegen.»
> Albertino Mussato von Padua

Im Interesse seiner Machtsicherung förderte er Handel und Gewerbe, sicherte sich auch die Unterstützung der Städte durch Verleihung von Selbstverwaltungsrechten und Zunftprivilegien. Wohlhabende Familien etwa in Regensburg zeigten sich dafür erkenntlich und finanzierten die Aktivitäten des Herrschers. «Von Manieren war er zum Scherz aufgelegt und leutselig, sein Gang war rasch, auf keinem Sitz, an keinem Platz hielt es ihn lange», erzählt Albertino Mussato von Padua, alles andere als ein Freund Ludwigs. Er schildert ihn als Mann «von schlanker hoher Gestalt mit spärlichem rotblondem Haar, schien immer zu lächeln, seine Augen waren groß und klar. (...) Er war in den Waffen geübt und trat jeder Gefahr kühn entgegen».

Nun konnte er auch nach der Kaiserkrone greifen. Den Segen des Papstes brauchte er nicht, denn die Kurie hatte sich in den Augen der Zeitgenossen schwer diskreditiert. Es war üblich geworden, ihre kostspielige Hofhaltung in Avignon durch Ämter- und Pfründenverkäufe in ganz Europa sowie durch Ablässe für Sünden zu finanzieren. Die Päpste zogen die Einsetzung von Bischöfen und Äbten an sich und verlangten von den Kandidaten hohe Gebühren. Selbst reiche Pfarrstellen wurden an der Kurie gegen Höchstgebote vergeben. «Goldene Gewänder, aber Herzen aus Stein», notierte ein ernüchterter Besucher Avignons.

Blühendes Zunftwesen

1327 zog Ludwig nach Italien, wo ihn die papstfeindlichen Parteigänger mit offenen Armen empfingen. In Mailand wurde er zum König von Italien gekrönt, während unterdessen in Rom eine

Im Hausvertrag von Pavia einigte sich Ludwig mit seinen Verwandten über das Wittelsbacher Erbe. Gemälde von Michael Echter (1812–1879). Foto: picture-alliance / akg-images

Kaiser-Ludwig-Brunnen in Weißenburg. Foto: Wolfgang Sauber, CC BY-SA, Wikimedia Commons

Volkserhebung unter Führung des Adeligen Sciarra Colonna stattfand. Die Anhänger des Papstes wurden aus der Stadt vertrieben, und somit war der Weg für den Deutschen frei. Am 17. Januar 1328 wurde Ludwig IV. in der Sankt Petersbasilika zum Kaiser gekrönt – natürlich nicht von Johannes XXII. Seine Salbung erfolgte durch die Bischöfe von Aleria und Castello, die Krönung vollzog Sciarra Colonna als Stadtoberhaupt. Kurz darauf wurde der Papst in Avignon für abgesetzt erklärt und mit dem Franziskaner Pietro Rainalducci als Nikolaus V. ein neuer Pontifex eingesetzt. Für Johannes war Ludwig hinfort nur noch der «Bavarus» (Bayer), ein geringschätziger Beiname, der zum Ehrentitel werden sollte.

«Ein grelles Nebeneinander bedeutender Erfolge und drückender Fehlschläge.»
Benno Hubensteiner

Nach seiner Rückkehr, die eher einer Flucht vor dem wetterwendischen römischen Pöbel glich, vermerkte Ludwig bissig: «Es sind wohl viele deutsche Kaiser heimlich und mit Gift, wenige aber öffentlich und mit dem Schwert aus Italien getrieben worden.» Damit spielte er auf das Schicksal seines Vorgängers Heinrich VII. an, der 1313 in der Nähe von Siena einem Giftanschlag zum Opfer fiel. Nikolaus V. konnte sich freilich nicht lange halten, er musste sich Papst Johannes unterwerfen und wurde in ein Kloster verbannt. Dass der Kaiser ihn ohne Weiteres im Stich ließ, schadete seinem Prestige erheblich.

In Deutschland agierte er glücklicher. Mit dem Landrecht Kaiser Ludwigs erhielt Bayern 1346 sein erstes deutsch geschriebenes Rechtsbuch, das dann bis ins 16. Jahrhundert in Geltung blieb. In den immer mehr aufblühenden Städten (die Hanse tritt zu jener Zeit erstmals als Handelsmacht in Erscheinung) förderte der Kaiser zielstrebig die Zünfte. Die arbeitende Bürgerschaft, insbesondere die mittleren und unteren Klassen waren es, die ihm Geldmittel und Truppen für seine politischen Ziele lieferten. In Straßburg erklärten sich die Zünfte 1332 für Ludwig und vertrieben den patrizischen Rat. Die Berliner erschlugen sogar den Propst von Bernau vor der Tür der Marienkirche, als er es wagte, den Kirchenbann gegen Ludwig zu verkünden. An der Spree ging es schon immer etwas wüster zu.

Die Festigung seiner Wittelsbacher Dynastie scheiterte. Zwar war es ihm 1323 gelungen, seinen gleichnamigen Sohn als Markgrafen von Brandenburg zu installieren, nachdem die angestammte Dynastie der Askanier dort ausgestorben war, und diesen überdies mit der reichen Erbin von Tirol, Margarete Maultasch, zu verheiraten, aber die

Der Alte Hof zu München war Ludwigs bevorzugte Residenz. Foto: Bbb, CC BY-SA, Wikimedia Commons

Hausmachtgebiete im Deutschen Reich
1273–1378

Habsburger
Luxemburger
Wittelsbacher

Grafik: COMPACT

Kaiserkrone sollte nicht in der Familie bleiben. Das beschlossen die Kurfürsten 1338 in der Stadt Rhens bei Koblenz. Ludwig erhielt die Genugtuung, dass die Fürsten ihre Wahl als unabhängig vom Spruch des Papsttums erklärten, womit der Einfluss von Avignon erheblich zurückgedrängt wurde, nur auf einen Wittelsbacher als Nachfolger auf dem Thron wollte sich der sogenannte Kurverein zu Rhens keineswegs festlegen. Schließlich wählte man 1346 sogar den Grafen Karl von Luxemburg zum König, nur um Ludwig zu ärgern.

Treues Volk

In der Chronik des Matthias von Neuenburg, einem Zeitgenossen Ludwigs, finden sich die schönen Sätze: «Du hast ein schweres Stück Arbeit, willst Du schildern den langen und langsamen Flug eines gewaltigen Adlers, der töricht zugleich und klug, achtlos und sorgenvoll, träge und ungestüm, niedergeschlagen und heiter, im Kleinmut starkmütig und tapfer, bei allem Unglück doch glücklich noch aufstieg, als ihm die Flügel schon versengt waren.» 600 Jahre später heißt es in der *Bayerischen Geschichte* von Benno Hubensteiner: «So ist das Lebens Ludwigs ein grelles Nebeneinander bedeutender Erfolge und drückender Fehlschläge. In allen Wechselfällen aber gab es einen Bundesgenossen, der dem Kaiser bis zuletzt die Treue hielt, das Volk.»

Und so war es wohl eine Fügung des Schicksals, dass Ludwig der Bayer in den Armen eines schlichten Bauern starb, als ihn im Oktober 1347 auf der Bärenjagd bei Fürstenfeld der Schlag traf. ■

Wilhelm von Ockham

Im Streit mit dem Papst schlugen sich einige der bedeutendsten Denker der damaligen Zeit auf die Seite des Kaisers, darunter auch der Scholastiker Wilhelm von Ockham, den Ludwig in München unter seinen Schutz stellte. Der aus England stammende Franziskanermönch, der von Papst Johannes XXII. wegen seiner Armutsthesen als Häretiker angesehen wurde, war ein brillanter Dialektiker. Zu den Machtgrenzen der Kurie erklärte er: «Das Evangelium aber ist ein Gesetz der Freiheit, so wie das Alte Testament ein Gesetz der Knechtschaft war. Wenn der Papst von Christus solche Gewaltfülle erhalten hätte, dass er alles vermöchte (…), dann wäre das christliche Gesetz kraft seiner Einsetzung durch Christus ein Gesetz unerträglicher Sklaverei, und zwar erheblich schlimmerer Sklaverei, als es das alte Gesetz war.» Umberto Eco ließ die Person Ockhams in seine Figur des William von Baskerville in *Der Name der Rose* (1980) einfließen. In der Verfilmung von Jean-Jacques Annaud aus dem Jahr 1986 spielt Sean Connery den scharfsinnigen Franziskaner.

Der Scholastiker Wilhelm von Ockham auf einem Kirchenfenster in Surrey, England. Foto: Moscarlop, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Man wählte einen Grafen zum König, nur um Ludwig zu ärgern.

Ein Lebemann auf dem Prüfstand

_ Sigmund (1410–1437)

Durch die Ernennung des Hohenzollern Friedrich zum Landesherrn der Mark Brandenburg ermöglichte er den Aufstieg der künftigen preußischen Dynastie, sein Verhandlungsgeschick rettete die Einheit der Kirche. Ansonsten schätze er vor allem Wein, Weib und Gesang.

Auf dem Konzil zu Konstanz sollte Jan Hus 1415 seine ketzerischen Lehren verteidigen. Leinwanddarstellung von 1842, gemalt von Carl Friedrich Lessing (1808–1880). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Mehr als 700 Prostituierte boten während des Konstanzer Konzils ihre Dienste an.

Erzbischof Francesco Zabarella hatte Mühe, sich im Münster Unserer Lieben Frau in Konstanz Gehör zu verschaffen. An diesem 5. November 1414 waren in der Stadt am Bodensee nicht nur die mächtigsten Repräsentanten der mittelalterlichen Welt Europas versammelt, sondern auch «abenteuerndes und leichtfertiges Volk jeder Art». Konstanz mit seinen kaum 8.000 Einwohnern sah sich vor 600 Jahren überflutet von 50.000 Besuchern und tausende sollten noch hinzukommen. Nur die Vornehmsten fanden ein Dach über dem Kopf; viele mussten auf Türschwellen, in Weinfässern oder einfach auf freiem Feld nächtigen.

Mehr als 700 Prostituierte boten ihre Dienste an, die meisten von ihnen mit entblößtem Busen. Es wurde gefeiert, bis die Wände bebten. Ein Augenzeuge berichtet: «Die Küche tat auch wahre Wunder und sorgte dafür, dass die Zeit nicht langweilig wurde. Angefangen wurde mit fetten, kräftigen Brühen, der Hauptgang wurde mit Schinken eingeläutet, dann kam die Bratenvesper, und verzuckerte Früchte und andere schmackhafte Bissen machten den Beschluss. Nach langer tumultuöser Fresserei und Sauferei trat dann das Silentium ein.»

Die verruchten Drei

Was sich nach außen wie eine Mischung aus Parteitag, Bierzeltgaudi und Erotikmesse präsentierte, besaß einen sehr ernsten Hintergrund. 1414 regierten drei Päpste die Christenheit: Gregor XII. in Rom, Benedikt XIII. in Avignon und Johannes XXIII. in Bologna. Diese «verruchte Dreiheit» stand sich feindselig gegenüber und wirkte wie ein Spaltpilz auf die gläubige Menschheit. Bis hinein in die einzelnen Bistümer, Abteien, ja sogar Familien zog sich diese Zwietracht, Schisma genannt. Da kaum jemand mehr wusste, welcher Papst der rechtmäßige sei, entstand eine große Gewissensnot ebenso wie eine immer schwierigere Finanzlage, weil es mit drei Päpsten auch drei Kurien, also jeweils viele hundert Personen zählende Hofhaltungen gab, deren materieller Unterhalt gesichert werden musste.

Immer lauter erhob sich der Ruf nach einem allgemeinen Konzil, das allein als oberste Instanz die christliche Einheit wiederherstellen könne. Der römisch-deutsche König Sigmund ergriff schließlich die Initiative und berief diese Kirchenversammlung in die verkehrsgünstig gelegene Stadt Konstanz. Am Weihnachtstag 1414 zog er mit großem Gefolge aus Stuttgart kommend in Konstanz ein und begab sich sogleich zum Münster. Zu dieser Zeit saß der Herrscher aus der Dynastie Luxemburg bereits vier Jahre auf dem Thron.

Sigmund entstammte dem Geschlecht der Luxemburger.

Seine Wahl war allerdings im Herbst 1410 auf höchst fragwürdige Weise erfolgt. Nur drei der sieben Kurfürsten gaben dem Sohn des verstorbenen Kaisers Karl IV. ihre Stimme, die anderen glänzten durch Abwesenheit. Überdies fand die Wahl nicht in der üblichen Stätte, der Bartholomäuskirche zu Frankfurt am Main, statt, sondern auf dem Friedhof dahinter. Der Erzbischof von Mainz, zu dessen Sprengel Frankfurt gehörte, hatte sämtliche Pforten des Domes verschließen lassen. Erst dem diplomatischen Geschick des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, dem späteren Kurfürsten von Brandenburg, war es zu verdanken, dass die Königswahl dann am 21. Juli 1411 ordnungsgemäß und einstimmig erfolgte. Von dem Hohenzollern Friedrich wird noch zu reden sein. So trat dann «dieser leichtlebige, vielgewandte, die politischen Schwierigkeiten durchaus erkennende, trotzdem sie nicht ganz ernstnehmende, plötzlich zupackende, manchmal auch um die Probleme herumtänzelnde Sigmund» (Alfred Mühr) ins Rampenlicht der Geschichte.

Drohende Türkengefahr

Zurück zum Konstanzer Konzil. Um die Spaltung der Christenheit zu beenden, diskutierten hier drei Patriarchen, 29 Kardinäle, 47 Erzbischöfe, etwa 300 Bischöfe und Prälaten, mehr als 150 Fürsten und Grafen sowie hunderte Universitätsgelehrte, Priester, Mönche, Adlige und Gesandte auswärtiger Herrscher. Gemäß der königlichen Order Sigmunds einigte man sich auf drei Themenkomplexe: Beendigung des päpstlichen Schismas, Reformation der Kirche und Bekämpfung ketzerischer Irrlehren. Die Spaltung der Kirche wurde sehr pragmatisch behoben: Alle drei Päpste mussten nach mehr oder minder starkem Druck abdanken. Das dauerte zwei Jahre, bis im November 1417 der römische Adlige Oddo di Colonna zum allgemein anerkannten Papst gewählt wurde. Der 49-jährige Mann war zwar seit 1405 Kardinal, besaß aber keine Priesterweihe (Kardinal ist ein Verwaltungsamt, Priester eine geistliche Berufung). Quasi im Schnelldurchlauf wurde Colonna zum Priester und Diakon geweiht; als Martin V. bestieg er den Thron und erwies sich bald als kluger und diplomatischer Pontifex.

König Sigmund leitete die Beratungen mit großer Umsicht. Ihm, der auch König von Ungarn war, lag die Einheit der Kirche vor allem deshalb am Herzen, weil er die von Osten drohende Türkengefahr klar erkannte und er dem aggressiven Islam eine geschlossene christliche Glaubensgemeinschaft entgegenstellen wollte. «Dank seiner raschen Auffassungsgabe, seiner guten Allgemeinbildung, seiner theologischen Kenntnisse, seiner Vielsprachigkeit, seiner beeindruckenden Eloquenz und Überzeugungskraft griff er immer wieder in den Gang der Verhandlungen ein und konnte mit klugen Begründungen mehrfach ihm wünschenswerte oder notwendige Entscheidungen herbeiführen», konstatiert Sigmunds Biograf Jörg K. Hoensch. Freilich schreckte der König auch nicht vor Drohungen und Handgreiflichkeiten zurück, wenn ihm widersprochen wurde. Als einem «mit allen Kniffen vertrauten Makler im Interesse des Konzilserfolgs» charakterisiert ihn Hoensch.

Zum Problem wuchs sich die in Böhmen grassierende Bewegung der Hussiten aus. Der Theologe Jan Hus, seit 1409 Rektor der Prager Universität, wetterte gegen den weltlichen Besitz der Kirche, die Habsucht vieler Priester und das lasterhafte Leben mancher Päpste. Auch forderte er eine strenge, asketische Lebensweise und eiferte gegen jedweden Luxus wie etwa die Kleidermode oder Tanzvergnügen. Der Eifer des Jan Hus richtete sich aber nicht nur gegen die römisch-katholische Kirche, sondern

Bildnis Sigmunds im Frankfurter Römer. Gemalt von Philipp von Foltz (1805–1877) um 1840. Foto: picture-alliance / akg-images

Das Konstanzer Konzil beendete die verhängnisvolle Kirchenspaltung. Kolorierte Federzeichnung von 1460, Konstanzer Rosgartenmuseum. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Die Schlacht von Kratzau, in Kaiser Sigismunds Buch, von 1445. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Bild Seite 55 links: Auf dem slowakischen Fluss Waag ging Sigmund oft zum Fischfang. Dargestellt von einem Illustrator aus der Werkstatt von Diebold Lauber. Foto: CC0, Wikimedia Commons

besaß auch einen starken nationalistischen Aspekt. In Böhmen bestand die Oberschicht fast ausschließlich aus Deutschen, die dank ihres Unternehmergeistes in den Städten das Patriziat und die Zünfte dominierten, den Handel beherrschten, die Verwaltung, die Bildungsstätten. Diese deutschen Menschen brandmarkte Hus als landfremde Eindringlinge und Unterdrücker. Damit fand er sowohl beim tschechischen Frühproletariat Anklang als auch beim Kleinadel Böhmens, der um den Verlust seiner politischen und wirtschaftlichen Vorrechte bangte.

Aufstand der Hussiten

Da das Konzil sich auch die Überprüfung der Glaubensinhalte vorbehalten hatte, luden die Kirchenoberen Hus zur Diskussion seiner Thesen nach Konstanz. Viele Freunde warnten ihn vor diesem Schritt. Doch Hus gehörte zu den begnadeten Selbstdarstellern und war viel zu begierig, sein Charisma und seine Beredsamkeit vor hochgestelltem Publikum zu demonstrieren, als dass er darauf gehört hätte. Überdies besaß er einen Geleitbrief König Sigmunds, der in vielen Geschichtsbüchern bis heute fehlerhaft interpretiert wird. Mit dem Schriftstück vom 18. Oktober 1414 wies der Monarch alle Reichsstände und Untertanen an, Hus «transire, stare, morari et redire libere permittis» (mit Sigmunds Erlaubnis frei durchreisen, bleiben, Aufenthalt nehmen und zurückkehren zu lassen). Es handelte sich aber nicht um einen Schutzbrief gegen die drohende Verurteilung als Ketzer, wie von der hussitischen Propaganda ständig kolportiert.

Am 3. November traf Hus in Konstanz ein und wartete auf seinen Termin. Offenbar fürchteten die Konzilsväter, der eigenwillige und unberechenbare Prediger könne sich die Sache anders überlegen und die Stadt wieder verlassen. Da er von seinen Thesen keinerlei Abstriche machen wollte und in geradezu selbstmörderischer Kompromisslosigkeit verharrte, verurteilten die Kleriker den Mann am 6. Juli 1415 als «hartnäckigen und unbelehrbaren Ketzer» zum Tod durch den Scheiterhaufen. Das Urteil wurde noch am selben Tag auf dem Brühl, einer Wiese vor den Toren von Konstanz, vollstreckt.

Der neue Papst wurde im Schnelldurchlauf zum Priester und Diakon geweiht.

In Böhmen brach daraufhin ein Aufstand der sogenannten Hussiten los. Er war militärisch so gut organisiert, dass mehrere Ritterheere schwer geschlagen wurden. Bald marschierten die Hussiten nach Westen und hausten in Sachsen, Brandenburg und der Oberpfalz selbst für mittelalterliche Verhältnisse mit grässlicher Grausamkeit. Sigmund ging zur Defensive über. 1424 ließ er sicherheitshalber die Reichskleinodien aus der gefährdeten Burg Karlstein bei Prag nach Nürnberg verbringen – also aus der bisher üblichen Obhut des Herrschers in eine Reichsstadt. Jetzt bekam die Diplomatie das Wort und mit ihr Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg.

Sigmund hatte gegenüber dem Hohenzollern eine Dankesschuld abzutragen. Der verhalf ihm nicht nur (wie oben geschildert) zur Königskrone, sondern hatte ihm schon 1396 in der Schlacht von Nikopolis gegen die Türken das Leben gerettet. Im Som

Das Münster zu Konstanz. Blick in den Altarraum (r.) Fotos: D. Schweitzer, Shutterstock.com; CC0, pixabay

mer 1411 ernannte der König Friedrich zum Landesherrn der Mark Brandenburg, die damals als Hort von Dieben und Raubrittern galt. Wenn jemand im Reich etwas als gestohlen vermisse, so hieß es, dann solle er nur in der Mark suchen, dort werde er gewiss fündig. Friedrich brachte das Kunststück fertig, binnen nur drei Jahren sämtliche Burgen und Stützpunkte der gefürchteten Raubritter zu vernichten, und zwar unter Einsatz einer neuartigen Kriegswaffe: schwerer Kanonen. Das Land war weitgehend befriedet und 1415 ernannte Sigmund den Hohenzollern zum Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg – der Beginn eines sagenhaften Aufstiegs seiner Dynastie, der bis zum Deutschen Kaiser 1871 führte.

Tag von Nürnberg

Im Konflikt mit den Hussiten setzten Sigmund und Friedrich auf interne Flügelkämpfe des Gegners. Tatsächlich entzweiten sich Gemäßigte und Radikale immer mehr, bis Letztere 1434 in der Schlacht bei Lipany vernichtend geschlagen wurden. Man einigte sich danach mit den Gemäßigten auf einen für beide Seiten akzeptablen Frieden. Alle gegenseitigen Übeltaten sollten damit vergessen sein. «Wer nicht übersehen und überhören kann, taugt auch nicht zum Regieren», kommentierte Sigmund, der nun neben der deutschen und ungarischen auch unangefochten die böhmische Königskrone trug.

Im Reich stützte er sich auf die Ritterschaft und die Städte, die sich von ihm wiederum Unterstützung gegen die territorialen Übergriffe der Fürsten erhofften. Auf dem sogenannten Tag von Nürnberg im Jahr 1422 stimmte der König zu, dass die Ritterschaften untereinander und mit den freien Reichsstädten Bündnisse schließen durften. Bis dahin waren solche Unionen stets als «coniurationes» (Verschwörungen) untersagt und verurteilt worden.

Früher als die meisten deutschen Fürsten besetzte Sigmund seine Kanzlei nicht mehr mit Geistlichen, sondern mit Laien. Für seine Verwaltungsaufgaben stellte er vorrangig gelehrte Adlige und Bürger ein, die an Universitäten gut ausgebildet waren. Charakteristisch ist die Laufbahn des Kaspar Schlick, der vom einfachen Schreiber bis zum Kanzler des Reiches aufstieg. Auch Bürger wie die Nürnberger Sebald Pfinzing und Peter Volckamer erlangten als königliche Räte großen politischen Einfluss. Der gebildete Sigmund (er beherrschte sieben Sprachen fließend) schätzte Leistung vor Herkunft. Namentlich die Wissenschaften hatten es ihm angetan. So erklärte er gegenüber dem Juristen Georgius Fiscellus: «Wisset, dass ich an einem einzigen Tag tausend Männer adeln und zu Rittern machen kann, aber so mächtig bin ich nicht, dass ich in tausend Jahren einen Gelehrten machen könnte.»

«Wer nicht übersehen und überhören kann, taugt auch nicht zum Regieren.» Sigmund

Bild oben rechts: In zahlreichen Gefechten (hier bei Prag 1420) waren die Heere der Hussiten siegreich. Holzstich, um 1860, von Wilhelm Camphausen (1818–1885). Foto: picture alliance / akg-images

Vlad der Pfähler

Mit Sigmund zeigte sich auf dem Reichstag zu Nürnberg 1431 auch ein walachischer Fürst, Vlad II. Der König hatte ihn zuvor in den von ihm gestifteten Drachenorden aufgenommen. Ritter dieses Ordens verpflichteten sich, das Christentum gegen die Heerscharen des Osmanischen Reiches zu verteidigen. Der tote Drache mit dem Flammenkreuz als Emblem soll den Sieg des wahren Glaubens über die Ketzerei verdeutlichen. Im Schmuck dieses Ordens ließ sich Vlad fortan Dracul (rumänisch für Drache) nennen. Zum Urbild des blutrünstigen Vampirs Graf Dracula wurde allerdings erst sein Sohn Vlad III. Draculea («Sohn des Drachen»). Seinen Beinamen Tepes («Der Pfähler») erhielt er wegen der von ihm bevorzugten Hinrichtungsmethode: Er ließ die türkischen Feinde auf Pfähle aufspießen.

Der Woiwode der Walachei, gemalt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Monarchischer Lebemann

Wegen der militärischen Schlappe gegen die Hussiten benötigte Sigmund dringend einen Triumph vor aller Welt. Nach zähem Feilschen war es dann am 31. Mai 1433 soweit: In Rom wurde der Luxemburger von Papst Eugen IV. zum römisch-deutschen Kaiser gekrönt. Mit 65 Jahren stand er, was Würden und Ämter betrifft, im Zenit seines Lebens. Einen Tropfen Wermut in den Freudenbecher hatte Papst Eugen geschüttet, denn er verlangte, der Kaiser solle während der feierlichen Zeremonie niederknien und seinen Pantoffel küssen. Wegen Sigmunds Gichtleiden musste dieser mehrmals von seinen Getreuen gestützt werden und sich aufhelfen lassen. Seit jenen Tagen führte er den doppelköpfigen Reichsadler auf seinen Siegeln ein. König und Kaiser, beide Titel, sollten somit für jedermann sichtbar werden. Im Gespräch nach der Krönung wurde dann Eugen IV., Oberhirte aller Christen, in typischer Sigmund-Manier kräftig veralbert. «In drei Dingen bist Du mir unähnlich und in ebenso vielen ähnlich: Du schläfst gern lange, ich liebe das Frühaufstehen; Du trinkst Wasser, ich liebe den Wein; Du meidest die Frauen, ich stelle ihnen nach. – Du verschwendest die Schätze der Kirche, ich verschwende die Zeit meiner Mitmenschen; Du leidest Schmerz an deinen Händen, ich an den Füßen; Du richtest Unsinn in der Kirche an, ich im Reich.»

Was die holde Weiblichkeit betrifft: Bis ins vorgerückte Alter gebärdete sich Sigmund als unermüdlicher Schürzenjäger, vor dem keine Frau sicher schien. «Dem Wein zugetan, nach Liebe brennend, tausendfach des Ehebruchs bezichtigt», so schildert ihn ein Zeitgenosse, Enea Silvio de Piccolomini, später Papst Pius II. Selbst Prostituierte, damals an ihrer Kleidung eindeutig zu erkennen, grüßte der monarchische Lebemann höflich in aller Öffentlichkeit. Dass er sogar Bordelle besucht habe, ist aber nur üble Nachrede – dergleichen hatte dieser attraktive Mann wirklich nicht nötig. Wesentlich weniger höflich behandelte er seine beiden Ehefrauen. Die zweite, Barbara von Cilli, wurde als Intrigantin sogar für mehrere Jahre vom Hof verbannt und musste mit der gemeinsamen Tochter ein Leben in jammervoller Armut fristen. Gleichwohl vermerkte der zeitgenössische Chronist Eberhard Windeck aus Mainz: «Der sehr witzige, freigebige, leichtlebige und liebenswürdige, auch so leicht versöhnliche Fürst hat wohl wenig beständige Freunde besessen, aber auch niemanden zum persönlichen Feinde gehabt.»

Einzug in Prag

Den letzten Glanzpunkt seines bewegten Lebens bildete der feierliche Einzug am 23. August 1436 in Prag, wo ihn die Bevölkerung erstaunlich frohgemut begrüßte. Ende November 1437 ging es mit Sigmunds Gesundheit rapide bergab. Wegen seiner Gicht musste ihm ein Zeh amputiert werden. In der mährischen Stadt Znaim (Znojmo) konnte er nicht mehr weiterreisen. Sein Schwiegersohn Albrecht von Österreich, der sich als unbedingt zuverlässiger Helfer bewährt hatte, wurde zum Nachfolger bestimmt. Dann verlangte Sigmund nach seinem kaiserlichen Ornat, den er vier Jahre zuvor in Rom getragen hatte. Mit der Kaiserkrone auf dem Haupt saß er standhaft bis zur letzten Stunde auf einem erhöhten Podest und starb am 9. Dezember 1437 im Alter von 69 Jahren. Sein Leichnam wurde, wie er es angeordnet hatte, mehrere Tage öffentlich ausgestellt, «auf dass jedermann gemahnt werde, dass auch der mächtigste Herrscher dem allgemeinen Lose irdischer Vergänglichkeit unterworfen ist.» ■

Belehnung Friedrichs von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg 1415. Nach einer Zeichnung von Carl Röchling (1855–1920), um 1900. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Der Kaiser, der Papst werden wollte

_ Maximilian I. (1493–1519)

Er stilisierte sich selbst zum Idealbild des mittelalterlichen Ritters und führte das Haus Habsburg zu bis dahin ungeahnter Größe – weniger durch Krieg als vielmehr durch Verheiratungen.

Am 18. August 1477 trifft er ein, angetan mit einem goldverzierten Harnisch, die Erzherzogkrone auf dem Haupt, samt weißem Kriegsross an der Spitze seiner 1.200 Panzerreiter, empfangen vom bürgerstolzen Gent, der Hauptstadt Flanderns. Im Fackelschein des Abends sieht er zum ersten Mal die 19-jährige Maria von Burgund, eine zierliche Gestalt mit weißer Haut, vollen roten Lippen und einem fröhlichen Gesicht, umrahmt von kastanienfarbenem Haar. Hier darf der kraftvolle Jüngling – braun gebrannt, blond und adlernasig – seine Braut umarmen und, wie ein Beobachter notiert, «die an ihrem Busen verborgene Nelke entnehmen». Schon am Folgetag findet im Schloss Hof ten Walle die Hochzeit statt.

Obwohl das Ganze eine rein politische Heirat ist – Maximilians Vater, der römisch-deutsche Kaiser Friedrich III., hat sie klug eingefädelt, um das immens reiche Erbe der früh verwaisten Maria von Burgund zu erlangen – wird daraus eine romantische Liebesbeziehung. Aus der glücklichen Ehe gehen zwei Kinder hervor (Philipp 1478 und Margarethe 1480). Das Paar teilt dieselben Neigungen für die Jagd, Musik, Tanz und höfische Prachtentfaltung. Zu einer Zeit, als König Ludwig XI. von Frankreich mit seinen schlechten Manieren und schäbigen, abgetragenen Kleidern die Umwelt schockierte, war es der Ehrgeiz burgundischer Hofhaltung, umgeben von Kunst, Pomp, Kultur und feinen Sitten, Europa ein Gegenbeispiel zu geben. Als tapferer Ritter zeichnet sich Maximilian 1479 in der Schlacht bei Guinegate gegen die Franzosen aus, kommt mit einem Lorbeerkranz nach Hause, und Maria himmelt ihn mehr an denn je. Doch bald schon erlebt die Idylle ihr schauriges Finale. Ende März 1482 stirbt die schwangere Maria unter Qualen nach einem Reitunfall, erst 25 Jahre alt.

Ehe wider Willen

Maximilian war am Boden zerstört, und es dauerte elf Jahre, ehe er wieder heiratete, diesmal aber ohne Amors Unterstützung. Seit dem Tod seines Vaters im August 1493 saß er de facto auf dem Königsthron (seine diesbezügliche Wahl erfolgte bereits 1486) und er ging schließlich am Jahresende nur um der Politik willen eine Ehe ein. Die

Erfolgreiche Familienpolitik: Die Wiener Doppelhochzeit 1515 verband Böhmen und Ungarn mit dem Habsburgerreich. Vaclav Brozik (1851–1901) stellte die Szene 1896 auf einem Ölgemälde dar.
Foto: CC0, Wikimedia Commons

> «In seiner Umgebung fehlten jene Haudegen (...), die dem Prinzen kriegerische Tugenden einbläuen sollten.»
> Hermann Schreiber

Die früh verstorbene Maria von Burgund war Maximilians große Liebe. Niklas Reiser verewigte die junge Herzogin um etwa 1500 als Holzschnitt. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Verbindung mit der reichen italienischen Herzogin Bianca Maria Sforza aus Mailand – sie brachte die enorme Summe von 400.000 Golddukaten in die Ehe – mündete bald in einer Katastrophe. Sie blieb kinderlos und Maximilian hielt seine zweite Gemahlin für ungebildet, geschwätzig, naiv, verschwenderisch und manchmal sogar schlampig. Sie blieb nach einem Chronistenbericht «zeitlebens ein Kind, das am Boden sitzend spielte». Ihr Ehemann tröstete sich derweil in Gesellschaft von zahllosen Geliebten, mit denen er neun oder 14 (die Quellen sind hier nicht eindeutig) illegitime Nachkommen zeugte. Es soll sogar mehrmals vorgekommen sein, dass der Kaiser Bianca samt ihrem Hofstaat als Pfand zurückließ, wenn er seine Schulden bei einem Wirt nicht bezahlen konnte. Joseph Grünpeck, ein aus Regensburg stammender Geschichtsschreiber am Hofe Maximilians, vertrat die Meinung, dass Bianca Maria nach drei Jahren ständiger Abmagerung 1510 an der «Dörrsucht» gestorben sei, und gab dem Kaiser, der seine Frau vernachlässigt habe, dafür die Schuld.

Maximilian besaß ein vorzügliches Gedächtnis und eine eminente Sprachbegabung. Er beherrschte sieben Fremdsprachen: Französisch, Italienisch, Spanisch, Latein und zumindest «auf Landsknechtniveau» Englisch, Flämisch sowie Tschechisch. Und das, obwohl er als Kind sich derart mühsam artikulierte und so wenig sprach, dass manche ihn für stumm hielten. «So schwer wird es ihm anfänglich, wenn er reden sollte, dass darob seine Mutter große Schmerzen gelitten hat», berichtet der Chronist Caspar Hedio. Wobei Eleonore von Portugal, die Mutter, sich selbst nur in einem schwer verständlichen Kauderwelsch aus Deutsch und ihrer Muttersprache äußerte. Seit seiner frühesten Jugend war Maximilian von gebildeten und im Sinne des Zeitalters kultivierten Menschen umgeben. «In seiner Umgebung fehlten jene Haudegen und Pseudopädagogen, die dem Prinzen kriegerische Tugenden einbläuen sollten», konstatiert sein Biograf Hermann Schreiber in *Ritter, Tod und Teufel. Kaiser Maximilian I. und seine Zeit*.

Meister der Selbstdarstellung

Der Körperbau des Prinzen, so die Zeitgenossen, zeugte von physischer Stärke, Gewandtheit und Ausdauer, noch nichts war zu ahnen von der Habsburger Dekadenz samt hängender Unterlippe. Leidenschaftlich ging der spätere Kaiser in Wäldern und Bergschluchten auf die Jagd, glänzte als sogenannter Letzter Ritter bei Turnieren und besaß handwerkliches Geschick, insbesondere bei der Herstellung von Jagdwaffen. Darüber schrieb er sogar ein Buch sowie eine weitere Abhandlung, das *Fischereibuch*. Alte deutsche Heldenepen ließ er in dem berühmten *Ambraser Heldenbuch* aufzeichnen.

> «Nicht allein dem Reich bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Österreich.» Maximilian I.

Im Sommer 1478 erklärte sich Maximilian zum Oberhaupt des Ordens vom Goldenen Vlies. Diese vornehme Auszeichnung war 1429 von Herzog Philipp dem Guten von Burgund (Großvater seiner Gemahlin Maria) gestiftet worden. Nach dem Ableben des letzten Burgunderherzogs ging der Orden auf Maria und nach ihrem Tod auf Maximilian I. über. Von da an war stets ein Habsburger Großmeister dieses Ordens, der nach einer griechischen Sage, der Argonauten-Fahrt und der Eroberung eines goldenen Widderfells (Vlies), benannt wurde. Die Männer, die zu diesem höchst exklusiven Ritterorden gehörten, sollten laut Statut ausschließlich «gentilhommes de nom et d'armes et sans reproche» (Edelleute von Namen, wappenführend und ohne Tadel) sein. Sie mussten schwören, ihrem Großmeister stets unerschütterlich treu zu sein und die Insig-

nien des Ordens jederzeit deutlich sichtbar zu tragen: eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Gliederkette, von der das Abbild des Vlieses herabhängt.

Maximilian nannte Papst Julius II. einen «verfluchten, trunksüchtigen Pfaffen».

Auch als früher Meister der Selbstdarstellung ragte Maximilian hervor, «nicht frei von Popularitätssucht und Eitelkeit», wie der Habsburger-Biograf Richard Reifenscheid bemerkt. Der Monarch nahm unmittelbaren Anteil an der Entstehung von zwei später von dem Augsburger Maler Hans Burgkmair aufwendig illustrierten literarischen Werken, des gereimten *Theuerdank* und des in Prosa gehaltenen *Weißkunig*, die ihn in allegorischer Form als Idealtyp eines Ritters darstellen. Der *Weißkunig* zeigt ihn beim Fechten und Krieg führen, aber auch beim Fischfang, Mummenschanz, Briefeschreiben und wie er «die Kochkunst ergründet». Er ist klug, gewandt und beherzt. Im *Theuerdank* tritt er dem Leser als edler Held auf dem geharnischten Ross entgegen, stets große Taten im Blick; eine Mischung aus feudalem Ritter und Renaissancefürst. Besonderen Gefahren begegnet der Held auch bei seinen Vergnügungen. So schildert das Gedicht nicht weniger als 15 Jagdabenteuer im Hochgebirge. Das 20. Kapitel des *Theuerdank* wurde besonders populär, weil Maximilian 1484 tatsächlich an der Martinswand bei Innsbruck in schwere Bergnot geriet, drei Tage und drei Nächte in dieser senkrecht abfallenden Felswand feststeckte und erst in letzter Sekunde vor dem Absturz gerettet wurde. «Wer sich im Leben kein Gedächtnis macht, der hat auch nach dem Tode kein Gedächtnis, und desselben Menschen wird man mit dem Glockenton vergessen», so ein Ausspruch des verwegenen Bergsteigers.

Tu felix Austria

Wie alle deutschen Kaiser des späten Mittelalters war auch Maximilian in erster Linie auf die Mehrung von Macht und Ansehen der eigenen Dynastie orientiert. Schon 1498 verkündete er auf dem Freiburger Reichstag unmissverständlich: «Nicht allein dem Reich bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Österreich. Ich sage das und muss es sagen, und sollte ich auch darüber die Krone zu meinen Füßen setzen und sie zertreten.» Das klang überzeugend, zumal er laut Augenzeugen inzwischen virtuos die Kunst der Rede beherrschte: «Sie floss von seinen Lippen wie geschmolzenes Gold.»

Innerhalb von 40 Jahren führte Maximilian 25 Feldzüge. Doch bei aller ritterlichen Kampfeslust blieb seine Außenpolitik eher friedfertig, zumindest was ihre Erfolge betrifft. Unter Einsatz einer ebenso intelligenten wie skrupellosen Heiratspolitik verschaffte er 1515 durch eine Doppelhochzeit im Wiener Stephansdom seinen Enkelkindern Maria und Ferdinand die Kronen von Ungarn und Böhmen, dazu noch die Anwartschaft auf den Königsthron von Spanien und dessen riesiges Kolonialreich in Übersee. Damals entstand der Spruch: «Bella gerant alii – tu felix Austria nube.» (Andere mögen Kriege führen – Du, glückliches Österreich, heirate.)

Porträt Maximilians im Frankfurter Römer. Gemalt von Alfred Rethel um 1839. Foto: picture-alliance / akg-images

Triumphzug des Kaisers an der Spitze geharnischter Ritter. Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Formsprache der Renaissance: Helm im Maximilianischen Stil, der – nach dem Kaiser benannt – zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Süddeutschland populär wurde. Foto: picture alliance / Heritage-Images

Das familiäre Glück stand Maximilian freilich nicht immer zur Seite. 1506 starb sein einziger Sohn Philipp, genannt «der Schöne», im Alter von nur 28 Jahren. Dessen Witwe, die ebenso hübsche spanische Prinzessin Juana, verfiel deswegen in schwere Depressionen und geisterte fortan jahrzehntelang als «Johanna die Wahnsinnige» Seite an Seite mit Philipps stets geöffnetem Sarg durch die Weltgeschichte. Erst mit 75 Jahren fiel sie den Folgen eines Unfalls mit kochendem Wasser zum Opfer. Seine einzige Tochter Margarethe wiederum zeigte sich erstaunlich gewandt auf dem Parkett von Politik und Diplomatie. Sie vermittelte 1529 den Frieden von Cambrai mit Frankreich und bewährte sich als tüchtige Regentin der Niederlande.

Bild Seite 61 links: Maximilian I. – genannt «der letzte Ritter». Der große Renaissance-Künstler Albrecht Dürer (1471–1528) verewigte den Kaiser um 1519 als Ölgemälde. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Vieles, was der Habsburger als König und Kaiser an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit anstrebte, blieb indes bloßer Plan. Er wollte nach Rom ziehen und sich zum Papst wählen lassen, die Kaiserkrone erwerben und einen Kreuzzug gegen die Türken beginnen. Für Letzteren mangelte es jedoch am nötigen Geld, eine Krönung in Rom wusste die mächtige Republik Venedig zu verhindern. Immerhin konnte Maximilian am 4. Februar 1508 mit Zustimmung von Papst Julius II. (er nannte ihn einen «verfluchten, trunksüchtigen Pfaffen») im Dom zu Trient (Kathedrale San Vigilio) den Titel eines Erwählten Römischen Kaisers annehmen, was sein Prestige im Deutschen Reich und im Ausland stärkte. Und in bemerkenswerter, ja nahezu demokratischer Partnerschaft mit dem Augsburger Bankhaus Fugger sowie dem aufsteigenden Kapitalismus handhabte er das große Spiel der Politik zunehmend geschickter. Wobei ihm sein ständiger Drang nach Aktivität häufig hinderlich im Weg stand. Laut Joseph Grünpeck «befasste er sich in unnötiger Weise mit zahlreichen lästigen Geschäften, die teils den eigenen Hausstand, teils fremde Angelegenheiten betrafen, übernahm sogar die Sorge für das Hauswesen bis ins Kleinste hinein, für die Küche, den Weinkeller, den Stalldienst, um die sich nicht einmal kleine Herren bekümmern». Davon zeugen auch tausende Urkunden, in denen es um völlig nebensächliche Rechtshändel oder Privilegien geht.

Schulden-Kaiser

In den burgundischen Niederlanden hatte er ein ausgefeiltes Finanz- und Verwaltungswesen kennengelernt. Nach diesem Vorbild konnte Maximilian die Effizienz seiner ausgedehnten Habsburgischen Erblande durch eine länderübergreifende Verwaltungsorganisation wesentlich erhöhen. Seine Reformversuche im Deutschen Reich scheiterten indes oft an zu vielen Kompromissen mit den Fürsten und den Ständen. All das kostete enorm viel Geld, wobei Maximilian gleichsam Weltmeister im Schuldenmachen und Nichtbezahlen war. Andererseits war des Kaisers Großzügigkeit sprichwörtlich. Als ihn mehrere Berater tadelten, er solle nicht so großzügig mit seinem Geld umgehen, gab er zur Antwort: «Die Herzöge von Österreich haben stets mehr mit ihrer Freigebigkeit gewonnen als andere mit ihrer Sparsamkeit.»

> «Erfüllt von einem fast mystischen Sendungsbewusstsein, trieb ihn grenzenloser Ehrgeiz voran.»
>
> Detlef Pröse

Auf dem Reichstag zu Worms proklamierte der Kaiser 1495 die Errichtung eines «ewigen Landfriedens», der im Gegensatz zu früheren Landfrieden dauernde Gültigkeit besitzen sollte. Das feu-

dale Fehderecht und die bewaffnete Selbsthilfe des Adels wurden für rechtswidrig erklärt. Die Ahndung schwerer Verbrechen fiel in die Zuständigkeit der Territorialfürsten. Bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806 blieb dieser ewige Landfriede in Kraft. Für Streitfälle der Fürsten untereinander wurde ein Reichskammergericht zuständig, das auch alle Fälle von Landfriedensbruch verhandelte. Außerdem ordnete er die Einführung des Gemeinen Pfennigs an, eine nach dem jeweiligen Vermögen des Untertanen gestaffelte Reichssteuer, die dem Kaiser die Finanzmittel für den Krieg gegen Frankreich und das zunehmend aggressivere Türkenreich verschaffen sollte.

Seine Nachkommen sollten die römisch-deutsche Kaiserkrone noch drei Jahrhunderte tragen.

Maximilians Versuche, die deutsche Landesverwaltung weiter zu vereinheitlichen, scheiterten an den Partikularinteressen der Einzelstaaten. «Sein fester Glaube an die Gnade Gottes und den Beistand der Heiligen half ihm, jedwede Niederlage und Depression zu überwinden, beflügelte seine politische und künstlerische Fantasie stets aufs Neue. Erfüllt von einem fast mystischen Sendungsbewusstsein, trieb ihn grenzenloser Ehrgeiz voran, seine imperial-dynastische Kaiseridee in die Tat umzusetzen», so der Biograf Detlef Plöse. Er war ebenso ein eifriger Sammler von Büchern und Altertümern, dazu bedeutender Auftraggeber für Künstler, Musiker, humanistische Gelehrte und Techniker.

Selbst als Kaiser besaß Maximilian noch keine feste Hauptstadt. Oft residierte er in Innsbruck, das er großzügig ausbauen ließ. Das Goldene Dachl, ein in seinem Auftrag errichteter Prunk-Erker, ist heute das markanteste Wahrzeichen der Tiroler Stadt. Sehr gern hielt er sich auch in den reichen süddeutschen Städten auf, 17-mal allein in Augsburg. «Nun segne dich Gott, Du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darinnen! Wir haben manchen frohen Mut in Dir gehabt», lauteten seine Abschiedsworte, als er nach dem Reichstag 1518 zum letzten Mal nach Innsbruck wegritt. Wenige Tage später traf Martin Luther in Augsburg ein, um sich vor dem Kardinallegaten Cajetan im Verhör zu rechtfertigen.

Habsburger Weltmacht

Am 12. Januar 1519 starb Maximilian I. auf der oberösterreichischen Burg Wels, zwei Monate vor Vollendung seines 60. Lebensjahres; von den Anfängen der Reformation in Deutschland hatte er nur wenig Kenntnis genommen. Fünf Monate darauf folgte die Wahl seines Enkels Karl V. zum römisch-deutschen König, die er mit List, Verstand und Bestechungen eingeleitet hatte. Nach seinem Tod sprach man in ganz Europa vom «Hause Österreich», beziehungsweise in Spanien von der «Casa de Austria» und in Frankreich von der «Maison d'Autriche». Die Weltmachtstellung der Dynastie Habsburg wurde von ihm begründet – seine Nachkommen sollten die römisch-deutsche Kaiserkrone noch während der folgenden drei Jahrhunderte tragen.

Maximilian wurde in der Sankt-Georgs-Kapelle in der Burg Wiener Neustadt beigesetzt – sein Herz jedoch in der Liebfrauenkirche zu Brügge bei seiner ersten Ehefrau Maria von Burgund. ■

Landsknechte

Als Landsknechte bezeichnet man die zu Fuß kämpfenden Söldner des späten 15. und des 16. Jahrhunderts, deren hauptsächliche Waffe nach dem Schweizer Vorbild der Reisläufer die Pike (Lanze) war. Obwohl Landsknechte im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation ursprünglich als kaiserlich-habsburgische Söldner angeworben wurden, kämpften sie auch für andere europäische Herrscher. Sie galten aufgrund ihrer fortschrittlichen und disziplinierten Kampfweise als besonders schlagkräftig, hatten aber immer auch den Ruf von Plünderern und Marodeuren, die nach ausgebliebenen Soldzahlungen ganze Landstriche verheerten. Ob Kaiser Maximilian I. die Landsknechte ins Leben gerufen hat, ist ebenso umstritten wie die etymologische Herkunft des Wortes – von «Land» oder von «Lanze». Er brachte sie, vor allem personifiziert durch den begnadeten Infanterietaktiker und Militärführer Georg von Frundsberg, auf jeden Fall als Erster auf die große historische Bühne und gilt daher als Vater der Landsknechte.

Ulrich von Hutten wird 1517 von Maximilian zum Dichterkönig gekrönt. Zugeschrieben wird die Darstellung Friedrich Wilhelm Heinrich Martersteig (1814–1899). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Der dunkle Monarch

_ Karl V. (1519–1556)

In seinem Reich ging die Sonne nie unter: Durch die spanische Krone erlangte der Habsburger koloniale Besitzungen in Lateinamerika. Und doch dankte er am Ende ab – von seinem Lebenswerk enttäuscht.

Ganz in Schwarz gekleidet, verkündete Kaiser Karl V. am 25. Oktober 1555 im Großen Ständesaal des Brüsseler Schlosses seine feierliche Entscheidung. Es war derselbe Raum, in dem er 40 Jahre zuvor für mündig erklärt worden war. Den zahlreich erschienenen Familienmitgliedern sowie den Angehörigen des deutschen und spanischen Hochadels erklärte Karl seine Abdankung als Monarch. Ehe die Abwesenden sich von ihrer Verblüffung erholt hatten, legte der 55-Jährige die Regentschaft der Spanischen Niederlande (heute Belgien) in die Hände seines Sohnes Philipp, trat ihm darüber hinaus Spanien, Sizilien und Mailand ab. Die deutsche Königs- und Kaiserkrone sollte künftig sein jüngerer Bruder Ferdinand tragen.

Karls Persönlichkeit war voller Widersprüche.

Als der von Gicht und Diabetes geplagte Monarch sich mühsam erhob und mit Hilfe eines kleinen Notizzettels die Bilanz seiner Regierung vortrug, konnten die Zuschauer «ihre Tränen und Seufzer nicht zurückhalten». Karl V. erklärte zum Schluss, er werde nun seine letzte Reise in ein spanisches Kloster antreten und endete mit den Worten: «Ich weiß, dass ich viele Fehler begangen habe, große Fehler, erst wegen meiner Jugend, dann wegen des menschlichen Irrens und wegen meiner Leidenschaften, und schließlich aus Müdigkeit. Heute aber fühle ich mich ganz nutzlos, und dieses mein Leben, das Gott mir mit solcher Trübsal erfüllt hat, dient mehr zur Buße für meine Sünden als zum Leben.»

Der Kaiser nach seinem Sieg in der Schlacht bei Mühlberg. Ölgemälde von 1548 von Tizian (1488–1576). Foto: picture-alliance / akg-images / Rabatti–Domingie.

Kolonialer Reichtum

War der 36 Jahre regierende Habsburger also auf ganzer Linie gescheitert? Jener Mann, der sich das stolze Motto «plus ultra» (Immer weiter) erwählt hatte? Nein, meint sein Biograf Manuel Fernandez Alvarez. «Er wies die Bedrohung des Reiches und seiner Erblande durch die Türken zurück; er beendete den französisch-habsburgischen Kampf in einer vernünftigen Weise (...), er veranlasste die Einberufung des Konzils von Trient zur Abschaffung jener Missbräuche in der katholischen Kirche, über die sich die Protestanten zu Recht beschwert hatten.» Doch was trieb ihn wirklich an? Historiker interpretieren es ganz unterschiedlich: Verfolgte der Kaiser vor allem dynastische Ziele oder strebte er eine erneuerte Universalmonarchie an? Trotz zahlreicher überlieferter Dokumente bleibt das Bild seiner Persönlichkeit verschwommen und zumindest höchst widersprüchlich.

Den jungen Monarchen prägten zwei Ereignisse entscheidend: Luthers Reformation und die Eroberung Amerikas. Von seinem Vater Philipp dem Schönen hatte er 1516 auch die spanische Königskrone geerbt, und Spanien wurde schnell zur führenden

Kolonialmacht. Die märchenhaften Reichtümer Süd- und Mittelamerikas flossen nach Madrid. Also galt Karls politisches Interesse zunächst der Iberischen Halbinsel. Seinen ersten Stierkampf sah der 17-Jährige im nordspanischen Städtchen Ribadesella. Damals war er noch nicht jener Karl V., römisch-deutscher Kaiser und Herrscher eines Reiches, in dem die Sonne nie unterging, sondern nannte sich bescheiden «Gobernador General» (Großstatthalter) von Kastilien und Aragon. Im Alter von 15 Jahren hatte man Karl 1515 für volljährig erklärt. Und als am 23. Januar 1516 König Ferdinand «der Katholische» von Spanien, sein Großvater mütterlicherseits, gestorben war, erbte er auch noch die Krone des seit 1492 personell vereinten iberischen Landes. Seine offizielle Proklamation erfolgte am 13. März 1516 im Herzogsschloss von Brüssel. Der Knabe Karl war sehr sorgfältig erzogen worden, vor allem von wallonischen Edelleuten. Zu seinen Lehrern gehörte der Professor Adriaan d'Edel aus Utrecht, später Papst Hadrian VI.

Über sein künftiges Königreich Spanien besaß Karl nur wenig Kenntnisse, die Sprache blieb ihm zunächst fremd. Seine Reise in den Süden verzögerte sich lange. Das lag vor allem an der Haltung des Nachbarlandes Frankreich, wo seit 1515 mit Franz I. ein höchst unternehmungslustiger und aggressiver Bursche auf dem Thron saß. Er drohte damit, sofort nach Karls Abreise die Niederlande zu überfallen. Nach langwierigen Verhandlungen erklärte Franz I. sich schließlich im August 1516 für neutral. In Gegenzug musste Karl eine Tributzahlung von jährlich 100.000 Dukaten entrichten und auf sämtliche Habsburger Ansprüche im Königreich Neapel verzichten. Es war eine Demütigung, die der spätere Kaiser den Franzosen zeitlebens nicht verzieh.

Erster König von Spanien

Erst im Frühjahr 1517 begann die Reise nach Spanien. Begleitet von seiner zwei Jahre älteren Schwester Eleonore traf Karl samt Gefolge zunächst in Brügge und dann in der Hafenstadt Vlissingen ein. Hier musste man wochenlang auf günstige Winde warten, bis die Flotte am 3. September 1517 endlich lossegeln konnte. Die Überfahrt stand unter keinem günstigen Stern. Karl wurde häufig seekrank; das Schiff, das seine Pferde transportierte, geriet schon am zweiten Tag in Brand und sank im Ärmelkanal mit 160 Mann. Durch einen Irrtum des Navigators landete die Flotte auch nicht wie vorgesehen in Santander, sondern am 18. September in der unwirtlichen Bucht von Villaviciosa.

Nun folgte das heikelste Ereignis für den jungen Monarchen. Seine Mutter Johanna vegetierte, geschlagen von geistiger Umnachtung, im Kloster

Der Einzug Karls V. in Antwerpen 1520 geriet zum Riesenspektakel. Spärlich bekleidete Frauen waren tatsächlich zugegen. Dargestellt von Hans Makart (1840–1884).
Foto: CC0, Wikimedia Commons

«Er reiste sich sozusagen zu Tode.»
Biograf Alfred Kohler

Der reiche Augsburger Handelsherr Anton Fugger soll 1535 Schuldscheine des Kaisers demonstrativ verbrannt haben. Karl Becker (1820–1900) stellte die Szenerie 1866 als Gemälde dar. Foto: picture-alliance / akg-images

Statue des Kaisers Karl V. († 1558) am Rathaus aus dem 16. Jahrhundert in seiner Geburtsstadt Gent. Foto: Petrus Silesius, CC BY-SA 2.0 DE, Wikimedia Commons

Santa Clara zu Tordesillas. Sie war nach dem frühen Tod ihres Gemahls Philipp «des Schönen» 1506 allmählich dem Wahnsinn verfallen. Dennoch galt sie weiterhin als legitime Herrscherin von Kastilien. Karl musste versuchen, hier einen Konsens zu finden und sich der Loyalität seiner Mutter zu versichern. Was bei ihrer persönlichen Begegnung in Tordesillas besprochen wurde und ob es überhaupt zu einer Verständigung kam, ist nicht genau überliefert. Die Cortes (Ständeparlamente) von Kastilien und Aragon jedenfalls betrachteten den neuen König voller Misstrauen. Man befürchtete eine Bevorzugung von Karls ausländischen Gefolgsleuten, deren sehr selbstbewusstes Auftreten schon beim prunkvollen Einzug in die Metropole Valladolid für Unmut sorgte.

In Worms hatte der Kaiser das Glaubensbekenntnis Martin Luthers vernommen.

Die Cortes übergaben Karl 88 Artikel mit politischen und wirtschaftlichen Forderungen, auf die er sehr flexibel reagierte. Vor allem setzte er sein bevorzugtes Mittel der Reisediplomatie ein und besuchte Spanien von einer Ecke zur anderen. «Karl V. stellt Höhe- und Endpunkt des mittelalterlichen Reisekönigtums dar. Er reiste sich sozusagen zu Tode», behauptet sein Biograf Alfred Kohler.

Es folgte die Huldigung durch die Stände von Kastilien und Aragon. Da Karl erstmals in einer Person die Kronen der beiden Reiche vereinte, gilt er als erster König von Spanien.

Als solcher war er am 28. Juni 1519 zu Frankfurt am Main zum römisch-deutschen König erwählt worden. Die Krone musste er sich von den deutschen Kurfürsten regelrecht erkaufen; dabei flossen insgesamt 852.000 Gulden in deren Taschen (nach heutigem Wert etwa 1,2 Tonnen Feingold), eine Schuldenlast, die ihn zeitlebens drückte. Das Geld hatten Kaufleute wie die Augsburger Fugger vorgestreckt, worauf sich eine langjährige finanzielle Verbindung zwischen dem Kaiserhaus und dieser Unternehmerfamilie begründete.

Kaiserkrönung in Bologna

Die gleichsam ersteigerte Königswahl von 1519 besaß aber auch einen wichtigen gesamtdeutschen Aspekt. Auf Betreiben des sächsischen Kurfürsten Friedrich des Weisen unterzeichnete Karl eine sogenannte Wahlkapitulation. Darin verpflichtete er sich, Reichsämter ausschließlich mit Deutschen zu besetzen, in offiziellen Dokumenten nur die deutsche oder die lateinische Sprache zu verwenden sowie keine ausländischen Truppen ins Reich zu bringen. Reichstage sollten nur an Orten innerhalb des Deutschen Reiches einberufen werden und Bündnisse nur mit Zustimmung der Kurfürsten gelten. Weiterhin musste sich Karl verpflichten, diesen alle Rechte und Privilegien zu belassen und sie

gegen Erhebungen des Adels und des «gemeinen Mannes» zu schützen. Von besonderer Wichtigkeit war die Bestimmung, keinen Untertanen des Reiches ohne Verhör durch deutsche Richter fremden Gerichten zu überstellen.

Zunächst blieb Karl ständig bemüht, die aufbrechenden konfessionellen Gegensätze in Deutschland zu überbrücken. Während des Reichstages zu Worms 1521 hatte er das Glaubensbekenntnis Martin Luthers vernommen. Ihm wurde bewusst, dass hier ein ernst zu nehmender Widerpart der katholischen Kirche entstand, die er zu schützen feierlich versprochen hatte. Lange war er sich nicht im Klaren, welcher Weg einzuschlagen sei. Es war ein Schwanken zwischen direkter militärischer Unterwerfung der Protestanten und der Suche nach friedlicher Einigung. 1541 zeichnete sich sein Kurs dann deutlich ab. Auf dem Reichstag zu Regensburg schloss er Bündnisse mit den protestantischen Herrschern von Hessen und Brandenburg, wodurch das gegnerische Lager erheblich geschwächt wurde. Dem folgte der fulminante Sieg in der Schlacht bei Mühlberg (April 1547), wo Karl trotz seiner Gebrechen 31 Stunden in voller Rüstung ununterbrochen im Sattel saß.

Während der folgenden Jahre wich er von seiner Grundidee des Kaisertums – Sicherung des Friedens und Einheit des Christentums – nicht mehr ab. Wobei es Letztere gegen innere Feinde (Ketzer) und äußere (Nichtchristen) zu verteidigen galt. Sein Wille wäre, so ließ man offiziell verbreiten, «nicht, dass man viele Herren, sondern allein einen habe, wie des Reiches Herkommen ist». Was freilich angesichts der erstarkenden Macht deutscher Territorialfürsten eher Wunschdenken verkörperte. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Karl 1530 vom Papst offiziell zum Kaiser gekrönt wurde, freilich nicht mehr in Rom, sondern nur in Bologna. Es sollte die letzte dieser Zeremonien sein. Alle folgenden Herrscher des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation benötigten den päpstlichen Segen nicht mehr. Ihnen genügte der Titel «Erwählter römisch-deutscher Kaiser».

Frundsbergs Landsknechte

Nach außen war die Reichspolitik vor allem von der Aggressionswut Frankreichs geprägt. Viermal griff König Franz I. zu den Waffen, viermal wurde er nach schweren Kämpfen besiegt, obwohl er sich zuletzt auch noch mit den Türken verbündete. Während der Schlacht von Pavia 1525 geriet der Franzose sogar in Kriegsgefangenschaft. Die deutschen Landsknechte unter Führung des Feldherren Georg von Frundsberg hatten hier die bis dato unbesiegten Schweizer Söldner in die Flucht geschlagen. Kaiser Karl V., damals wohl noch etwas zu gutgläubig, ließ Franz nach einem Dreivierteljahr wieder frei, nachdem dieser versprochen hatte, die Waffen nicht mehr gegen Deutschland zu erheben. «Denn wenn schon Treu und Glauben aus der ganzen Welt vertrieben sein sollten, dann wird es sich doch gebühren, dass dieselben noch bei einem Kaiser gefunden werden», ließ er verkünden. Kaum wieder in Paris, lachte sich der Franzosenkönig eins und begann sofort einen neuen Krieg, der 1529 mit einer weiteren Niederlage für ihn endete.

> «Ein einsamer Mensch, selten bereit zu lachen.»
> Chronist Alonso de Santa Cruz

1529 war auch das Jahr, in dem die Stadt Wien von einem riesigen türkischen Heer belagert wurde. Diese Bedrohung aus dem Orient brachte Karl dazu, sich wieder mit dem Papst zu versöhnen und seinen Bruder Ferdinand zum Anführer eines «Kreuzzuges» zu ernennen, der freilich nie stattfand, weil inzwischen wieder die Franzosen im Westen zu den Waffen gegriffen hatten. Ständig musste Karl in politischer und militärischer Mission durch die Welt reisen, selbst als ihn schon schwere Gichtanfälle plagten. Neunmal in Deutschland, sechsmal in Spanien, zehnmal in Flandern, siebenmal in Italien, viermal in Frankreich, je zweimal in England und Afrika sowie achtmal das Mittelmeer durchquert – so präsentiert sich seine Reisebilanz. Deutschland verdankte dem im Volke unbeliebten Kaiser mit der «Constitutio Criminalis Carolina» (1532) das erste einheitliche Strafgesetzbuch. Das mittelalterliche

Bildnis Karls V. im Frankfurter Römer, gemalt von Alfred Rethel um 1840. Foto: picture-alliance / akg-images

Das Reich Karls V.

- Kastilien
- Besitzungen Aragon
- Burgundische Besitzungen
- Österreichische Erblande
- Heiliges Römisches Reich

Grafik: COMPACT

Goldenes Vlies

Karls Jugend war geprägt von der erlesenen Kultur des germanisch-romanischen Zwischenreiches der Herzöge von Burgund. In den reichen flandrischen Städten lief das damalige Großbürgertum den alten Metropolen des Levantehandels Genua und Venedig den Rang ab. Der Ritterorden Vom Goldenen Vlies mit seinem Wahlspruch «Je l'ay empris» (Ich hab's gewagt) versammelte indes den Hochadel. Das Abzeichen des Ordens, das goldene Widderfell, sollte an den Argonautenzug der Hellenen nach Kolchis erinnern. Nach der griechischen Mythologie ist das goldene Vlies das Fell des Chrysomeles, eines Widders, der fliegen und sprechen konnte.

Das Wappen der belgischen Stadt Dison in der Region Wallonien. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Fehdeunwesen wurde damit gänzlich eingedämmt und der ständige Reichstag ermöglichte Maßnahmen zur friedlichen Lösung von Konflikten innerhalb des Reiches.

Doch ihn rief nicht nur die Pflicht. Lange Jahre trat Karl als begeisterter Besucher von Turnierkämpfen, üppigen Gastmählern und öffentlichen Zurschaustellungen hervor. Trotz einer durchaus harmonischen Ehe 1529 mit der bildhübschen Prinzessin Isabella von Portugal stellte er gern den Frauen nach. Zwei uneheliche Kinder (Margarethe von Parma und Juan d'Austria) sind sicher bezeugt. «Der strenge, grüblerische, in sich gekehrte Asket, wie ihn manche Zeitgenossen auch sehen wollen, ist Karl offenbar nicht gewesen», so seine Biografin Sigrid Looß. Aber eine Aura der Unnahbarkeit umgab ihn zeitlebens. Meist in ernstes Schwarz gekleidet, hatte er gelernt, seine Gefühle und Gemütsbewegungen zu verbergen. Er redet mehr mit Gott als mit den Menschen, hieß es. Und: «Ein einsamer Mensch, selten bereit zu lachen», so der zeitgenössische Chronist Alonso de Santa Cruz.

«Deutschland, mein teures Vaterland»

Dass der Habsburger sich eher als Spanier denn als Deutscher verstand, wird durch eine Anekdote zumindest zweifelhaft. Wie der Chronist Julius Wilhelm Zincgref berichtet, beschwerten sich auf dem Reichstag zu Regensburg mehrere spanische Gesandte über die Saufgelage der Deutschen und forderten den Kaiser auf, er möge ihnen doch das Weintrinken verbieten. Darauf entgegnete Karl: «Ich werde bei meinen Deutschen durch ein Verbot des Weintrinkens mit Sicherheit ebenso wenig ausrichten, als bei euch Spaniern mit einem Verbot des Stehlens.» Offenbar kannte er seine Pappenheimer genau. Sechs Sprachen beherrschte der infolge einer Missbildung des Unterkiefers schwer gehemmte Karl V., davon Deutsch am weitaus schlechtesten. Doch schon auf dem Wormser Reichstag 1521 erklärte er: «Ihr wisst, ich stamme ab von den allerchristlichsten Kaisern der edlen deutschen Nation.» Und in seiner Abschiedsrede sprach er von «Deutschland, mein teures Vaterland».

Seine freiwillige Abdankung (einmalig in der Kaisergeschichte) beweist, dass dieser Habsburger über ein erhebliches Maß an selbstkritischem Denken verfügte. Niemand hätte ihm diesen Schritt zugetraut. Der später heiliggesprochene Ignatius von Loyola, Gründer des Jesuitenordens, schrieb einst: «Der Kaiser gibt seinen Nachfolgern ein seltenes Vorbild. Denn während andere gern ihr Leben verlängern würden, um sich an der Staatsgewalt zu erlaben, gibt er sie schon zu Lebzeiten auf. Er erweist sich damit als wahrhaft christlicher Fürst.»

Im südspanischen Kloster San Jeronimo de Yuste, wo Karl bis 1558 seine letzten zwei Lebensjahre verbrachte, blieb er ein wacher politischer Beobachter. Im Übrigen brachte er seine Ärzte durch unmäßigen Alkoholkonsum, vor allem literweise Bier, und üppige Mahlzeiten zur Verzweiflung. Daher weiter von Gicht und Hämorrhoiden geplagt, umgaben ihn allerlei skurrile Gemälde aus dem Œvre des Hieronymus Bosch und vor allem eine exzellente Sammlung von Standuhren. Wochenlang bemühte er sich, diese Zeitmesser im gleichen Takt schlagen zu lassen, um endlich resignierend zu erkennen: «Uhren sind wie Menschen.» ■

«Uhren sind wie Menschen.» Karl V.

Das Zeitalter der Reformation prägte auch die Persönlichkeit des düsteren Habsburgers. Wandgemälde im Neuen Museum zu Berlin, von Wilhelm von Kaulbach (1805–1874), um 1854. Foto: Luthersammlung IKZG-RE

Die Geißel Europas

_ Ferdinand II. (1619–1637)

Er zettelte den Dreißigjährigen Krieg an – und ist damit eine der verhängnisvollsten Gestalten unserer Geschichte. Genau darum muss man sein folgenreiches Handeln untersuchen – nicht, um es gutzuheißen, sondern um es zu verstehen.

Der Prager Fenstersturz leitete 1618 den Dreißigjährigen Krieg ein. Der historische Vorfall wurde 1889 von Wenzel von Brozik (1851–1901) künstlerisch festgehalten. Foto: picture-alliance / akg-images

Als Ferdinand 1578 in Graz geboren wurde, zählte es schon fast zur Normalität, dass man einen Habsburger zum römisch-deutschen König wählte. 150 Jahre lang hatte sich keine andere Dynastie mehr so profilieren können. Von Albrecht I. 1437 über Friedrich III., Maximilian I., Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. bis zu Matthias 1612 – allesamt waren es Könige und Kaiser aus dem Hause Habsburg. Doch die Söhne von Maximilian II. schienen unter einem dynastischen Fluch zu leiden. Rudolf II. (1576–1612) blieb, ein Wundertier seiner Zeit, lebenslang unverheiratet. Sein jüngerer Bruder, der eingangs erwähnte Matthias, besaß eine Ehefrau, die aber keine Kinder bekam. Wer also sollte den Thron erben?

Verhängnisvolle Affäre

Hinter der Lösung steckte eine erstaunliche Liebesaffäre. Ferdinands gleichnamiger Onkel, der ältere Bruder seines Vaters Karl von Steiermark, war der rechtmäßige und erklärte Thronfolger. Doch er verliebte sich in die Augsburger Bürgerstochter Philippine Welser und erreichte 1557 nach zähen Verhandlungen die Ehe mit ihr. Durch diese Heirat einer nicht standesgemäßen Frau verloren er und alle seine Nachkommen sämtliche Ansprüche auf den Thron. Diese fielen nun als letztem männlichen Habsburger an seinen Neffen Ferdinand.

So begann im ehrwürdigen Veitsdom auf der Prager Burg am 29. Juni 1617 ein Verhängnis, das binnen weniger Monate in eine europäische, vor allem aber deutsche Katastrophe münden sollte. Mit feierlichem Pomp wurde der 38-jährige Erzherzog Ferdinand von Österreich zum böhmischen König gekürt. Er war bereits der sechste Habsburger, der die Krone des Heiligen Wenzel trug. Der Fall schien also wenig spektakulär – dennoch hätten die Böhmen wissen müssen, wen sie sich da ins Haus holten.

Ferdinand würde in absehbarer Zeit auch die Kaiserkrone des Deutschen Reiches erben, denn sein kinderloser Cousin Matthias lag schwer krank in Wien. Anders als der konziliante und schwache Matthias («Ein Mann von Herrschsucht, aber gänzlich ohne die Kraft, sie zu verwirklichen») verstand sich Ferdinand als fanatischer Glaubenskrieger für die katholische Religion. «Besser eine Wüste regieren als ein Land voller Ketzer», lautete sein Grund-

> «Es ist gewiss, dass die Jesuiten durch die Gunst des Kaisers (...) eine überragende Machtstellung erlangt haben.»
> Päpstlicher Nuntius

In der Schlacht am Weißen Berg bei Prag 1620 waren die Kaiserlichen zunächst siegreich. Ölgemälde von Pieter Snayers (1592–1667). Foto: picture-alliance / akg-images / Erich Lessing

satz. Doch seine neuen böhmischen Untertanen hingen seit Jahrzehnten mehrheitlich dem evangelischen Bekenntnis an. Konflikte schienen damit vorprogrammiert und die Weichen zum Dreißigjährigen Krieg gestellt.

Als kleiner Junge war Ferdinand ausschließlich von seiner Mutter, der bayerischen Prinzessin Maria Anna, erzogen worden. Sie achtete streng darauf, dass ihr Kind zu einem äußerst frommen Katholiken heranwuchs. Auch einen Zug von Intoleranz und Glaubenseifer impfte die Mutter ihm ein, vor der er einen unglaublichen Respekt hegte. Es dürfte auch kein Zufall gewesen sein, dass Ferdinand 1600 wiederum eine Prinzessin aus Bayern heiratete, die auch noch Maria Anna hieß. «Seine Hofmeister, Lehrer und Beichtväter waren ausnahmslos Verfechter eines militanten Katholizismus», so der Biograf Herbert Langer. Von den Jesuiten erhielt er im erzkatholischen Ingolstadt die endgültige Ausbildung. Überhaupt spielte dieser geistliche Orden der Gegenreformation in Ferdinands gesamtem Leben eine überragende Rolle. Der päpstliche Nuntius in Wien berichtete später darüber: «Es ist gewiss, dass die Jesuiten durch die Gunst des Kaisers, die man sich nicht groß genug denken kann, eine überragende Machtstellung erlangt haben.»

In Österreich und Böhmen ließ Ferdinand protestantische Kirchen zerstören.

Prager Fenstersturz

Schon in seinen österreichischen Erblanden Steiermark, Kärnten und Krain lieferte Ferdinand ab 1596 alarmierende Kostproben religiöser Intoleranz. Er hob die von seinem Vater zugebilligte Glaubensfreiheit auf; es begann eine gewaltsame Unterdrückung aller Nichtkatholiken, von denen 2.500 das Land verlassen mussten. Zwangsbekehrungen zum alten Glauben waren an der Tagesordnung. Kirchen wurden geschlossen, Friedhofsmauern niedergerissen, Bücher auf Scheiterhaufen verbrannt (so gingen vor der Antoniuskirche in Graz am 8. August 1600 acht Wagenladungen mit evangelischen Schriften in Flammen auf). Viele Einwohner mussten sich Verhören und Kontrollen unterwerfen. Protestantische Gotteshäuser und Schulen gingen an die katholische Kirche über. Wer sich dem Druck nicht beugen wollte, hatte oft binnen weniger Tage seine Heimat zu verlassen. Bisherige Versuche der Bekehrung hatten immer auf das einfache Volk gezielt. Ferdinand ging einen wesentlichen Schritt weiter und stellte auch den Adel seiner Länder vor die Wahl: konvertieren oder emigrieren. 1598 hatte er eine Pilgerreise nach Italien unternommen. In Ferrara traf er mit Papst Clemens VIII. zusammen und im Wallfahrtsort Loreto sowie an den heiligen Stätten Roms legte er das Gelübde ab, lieber Land und Leute zu verlieren, als den Kampf gegen die Ketzerei aufzugeben. Dass ausgerechnet er 1617 zum König der weitgehend protestantischen Böhmen gekrönt wurde, geht auf ein verzwicktes Intrigenspiel des Habsburgers zurück, anders ist dieser seltsame Schritt kaum zu erklären.

Auch in Böhmen setzten bald die Verfolgungen ein. Obwohl Ferdinand vor seiner Krönung in Prag feierlich versprochen hatte, sämtliche im sogenannten Majestätsbrief von 1609 festgeschriebenen Privilegien, darunter freie Religionsausübung für jedermann, zu respektieren, hielt er sich nicht daran. Zahlreiche evangelische Kirchen wurden auf

seinen Befehl niedergerissen. Als dann auch noch das erste in Böhmen errichtete reformierte Gotteshaus, die Kirche in Klostergrab (Hrob), zerstört wurde, war das Maß voll. Die böhmischen Stände beriefen daraufhin eine Vollversammlung auf Prags Burg Hradschin. Als hier die zwei kaiserlichen Statthalter Jaroslav von Martinitz und Wilhelm Slavata mit einem Sekretär erschienen, kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung. Sie endete damit, dass die drei Herren «nach altböhmischer Sitte fenestriert», das heißt, aus dem Fenster in den 17 Meter tiefer gelegenen Burggraben geworfen wurden. Sie landeten auf einem Misthaufen und kamen mit dem Schrecken davon.

Glühende Rachsucht

Danach eskalierte der Konflikt, zumal Ferdinand (seit Juli 1618 auch König von Ungarn) jetzt immer rücksichtsloser in die Belange des Deutschen Reiches eingriff. Der todkranke Kaiser Matthias wurde nahezu entmündigt und sein Chefberater Kardinal Melchior Khlesl, ein Mann des religiösen Ausgleichs, abgesetzt und verhaftet. Die couragierte Kaisergemahlin Anna von Tirol versuchte nach Kräften zu vermitteln, aber Frauen hatten damals in den Gefilden der Politik nur wenig zu bestellen. In Böhmen kam es zu ersten Kampfhandlungen zwischen kaiserlichen Truppen und den Streitkräften des Landtages, der sich in Prag als Gegenregierung konstituiert hatte. Wobei der Streit eher formal um die wahre Glaubenslehre ging – tatsächlich war er gespeist vom Streben der böhmischen Stände, ihre Macht und Souveränität im Deutschen Reich zu vergrößern.

Nach dem Tod von Kaiser Matthias am 20. März 1619 sollte Ferdinand fünf Monate später zum römisch-deutschen Kaiser gekrönt werden. Noch bevor diese Zeremonie in Frankfurt am Main stattfand, erklärte der böhmische Landtag Ferdinand II. «als Feind der wahren Religion» für abgesetzt. Er habe «den Freiheiten und Privilegien des Königreiches zuwidergehandelt», hieß es, und «sich hiermit der Regierung und Herrschaft selbst entblößt». Die Stände wählten stattdessen Friedrich V. von der Pfalz, einen evangelischen Fürsten, zum neuen König, wodurch die Rachsucht des Habsburgers noch angefacht wurde. Diese «närrischen und aberwitzigen Leute» in Prag mussten exemplarisch bestraft werden.

> «Da haben wir halt a Feinderl mehr.» Ferdinand über Gustav Adolf

Ferdinand II. war immerhin intelligent und berechnend genug, um die Gefahr zu erkennen, die ihm aus Böhmen drohte. Auf seiner Rückreise von der Krönungszeremonie nach Wien schloss er am 8. Oktober 1619 einen Vertrag mit Herzog Maximilian I. von Bayern. Dieser Führer der katholischen Partei erklärte sich gegen weitreichende Zugeständnisse (unter anderem die Kurfürstenwürde) bereit, den Habsburger mit einem Heer von 25.000 Mann gegen die rebellischen Böhmen zu unterstützen, auch Spanien und der Papst sagten Hilfe zu. Die Weichen für einen kriegerischen Konflikt waren damit endgültig gestellt, denn die Zügel der Regie-

Porträt Ferdinands II. im Frankfurter Römer, von Johann Peter Krafft (1780–1856). Foto: picture alliance / akg-images

Bauern und Söldner – ein typischer Gegensatz im Dreißigjährigen Krieg. Dargestellt vom deutschen Maler Werner Schuch (1843–1918). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Anzeige

Brisante Bücher!

Dirk Bavendamm

Nicht allein Hitlers Krieg

Das 1939er Paradox

Neu 2019

€ 24,80

240 Seiten mit farbigen Karten und zahlreich Bildern.
Großformat 16 x 24cm. Gebunden mit SU

Mit dem Satz am 1. September 1939 »Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen« begann der Polenfeldzug und wenige Tage später brach der Zweite Weltkrieg aus. Aber wie kam es dazu? Was machten die Amerikaner, Russen Engländer, Franzosen und was machten die Polen selbst? Seit Jahrzehnten wird das damalige Geschehen vereinfacht dargestellt: Hier Hitler – da der Rest der Welt. Die Struktur dieser Geschichtsbetrachtung ist mehr als oberflächlich und einseitig. In Wirklichkeit verlief der Weg, den die Welt in diesen Krieg nahm, viel gewundener als es das Bild von »Hitlers Krieg« aussagt. Das Ergebnis war das 1939er Paradox. Die deutsche Wehrmacht marschierte zwar in Polen ein, aber Hitler war dennoch nicht allein verantwortlich für diesen Waffengang, der die Welt in ein Meer von Blut und Tränen stürzte.

Lesen Sie, wie es wirklich war! Der durch zahlreiche Arbeiten ausgewiesene Historiker entwirft ein überraschend anderes Bild der damaligen Ereignisse und ihrer Hintergründe.

Erscheint am 16. Juni 2019!

€ 29,80

Ferner lieferbar:

Dirk Bavendamm

Amerikas Griff nach der Weltmacht

Roosevelt, Hitler und der Weg in den Zweiten Weltkrieg

632 Seiten. mit zwei Karten und zahlreich Bildern.
Format 16 x 24cm. Gebunden mit SU

Mit seiner fesselnd geschriebenen Darstellung, die sich ausschließlich auf amtliche Dokumente und die einschlägige Sekundärliteratur stützt, entwirft der Autor eine völlig neue Sicht auf Ursachen und Anlass des Zweiten Weltkrieges

Bitte beachten Sie unsere neue Internetverbindung:
www.druffel-vowinckel.eu

Druffel & Vowinckel-Verlag
Abt. Versandbuchhandel

82205 Gilching | Talhofstr. 32 | Fax 08105/7305629

08105/730560 druffel-vowinckelverlag@gmx.de

rung lagen nun in den Händen eines Mannes, der militant und kompromisslos die Bekämpfung aller protestantischen Ketzerei als seine wichtigste Lebensaufgabe ansah.

Nach dem Einmarsch in Böhmen kam es am 8. November 1620 zur Schlacht am Weißen Berg (Bila hora) vor den Toren Prags. Das böhmische Heer erlitt eine verheerende Niederlage; ihr kurzzeitiger Monarch Friedrich musste, als «Winterkönig» verspottet, Hals über Kopf fliehen. Dem folgte ein furchtbares Strafgericht gegen die am Prager Fenstersturz Beteiligten. Ferdinand schrieb seinen Erfolg dem Wirken der Gottesmutter Maria zu, die zur symbolischen Anführerin («Generalissima») der kaiserlichen Armee ernannt worden war. Doch der Triumph erwies sich als äußerst kurzlebig. Die Reaktion des evangelischen Lagers ließ nicht lange auf sich warten. Bald versank ganz Deutschland in einem grausigen Schlachtgemetzel, das fast 30 Jahre währen sollte. Und immer öfter mischten sich ausländische Mächte in den Konflikt ein.

Vereitelter Friede

Als «Dämon der katholischen Reaktion» vereitelte Ferdinand in den folgenden Jahren alle vorsichtigen Friedensschritte seines genialen Strategen Albrecht von Wallenstein, der ihm erst zum militärischen Erfolg verholfen hatte. Schlimmer, er gab seine Einwilligung dazu, dass der große Feldherr Anfang 1634 durch ein Komplott mehrerer Offiziere ermordet wurde. Nachdem der Kaiser vom Einmarsch der Schweden unter König Gustav Adolf erfuhr, soll er gesagt haben: «Da haben wir halt a Feinderl mehr.» Dem Mann war wirklich nicht zu helfen. Auch wenn er, vielleicht lernfähiger geworden, 1635 einen temporären Frieden mit dem Kurfürsten von Sachsen aushandelte. Dafür trat im selben Jahr Frankreich in den Krieg ein.

Das Ende der von ihm mit angezettelten Katastrophe erlebte Ferdinand II. nicht mehr. Kurz vor Weihnachten 1636 bekam er die Genugtuung, dass sein gleichnamiger Sohn zum römisch-deutschen König gewählt wurde. Dennoch fiel das Fazit Ferdinands höchst ernüchternd aus: «Mit der Ehre und Pracht von Kaisern und Königen ist es wie bei einem Schauspiel», bilanzierte er. «Ich finde keinen Unterschied zwischen den Theaterkönigen und den wirklichen, nur dass die einen Stunden und die anderen Jahre regieren. Die Ehrenbezeigungen dauern bei beiden nur, solange sie auf der Bühne stehen. Nach ihrem Tode sind sie vergessen wie alle anderen.» Zwei Monate später verließ der Monarch die irdische Bühne für immer. ■

Wallensteins Astrologe Giovanni Battista Seni an der Leiche seines 1634 ermordeten Auftraggebers. Ölgemälde aus dem Jahr 1855 von Karl von Piloty (1826–1886). Foto: Yelkrokoyade, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Urkunde unterzeichnet von Ferdinand II. aus dem Jahr 1623. Aufbewahrt im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Der Fridericus von Wien

_ Joseph II. (1765–1790)

Er hat sich aufgeopfert für den Staat, als dessen erster Diener er sich sah. Seine Reformen sollten Österreich nachhaltig prägen. Mit Katharinas Russland schloss er ein Bündnis gegen die Türken.

Porträt Josephs II. im Frankfurter Römer, von Moritz Daniel Oppenheim (1800–1882). Foto: picture-alliance / akg-images

Kaiserwappen von Joseph II. um 1765. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Wenn ein Mann 15 Jahre lang offiziell Kaiser ist und dennoch nicht viel auszurichten hat, dann prägt das die Persönlichkeit. Zumal, wenn diese von Natur aus zu Nervosität und ruheloser Ungeduld neigt. Doch der Reihe nach.

Der römisch-deutsche Kaiser Karl VI. hatte mit seiner Gemahlin Elisabeth Christine keinen Sohn, aber drei Töchter und ein Problem: Im Deutschen Reich galt das uralte Salische Recht (Lex Salica), wonach Frauen von der Erbfolge ausgeschlossen werden. Eine regierende Kaiserin war somit unmöglich. Karl wollte aber unbedingt seiner ältesten Tochter, der 1717 geborenen Maria Theresia, die Krone weiterreichen und damit die Dynastie Habsburg an der Macht erhalten. Nach zähen und langwierigen Verhandlungen erreichte er Anfang 1732, dass die deutschen Fürsten und der Reichstag mit der sogenannten Pragmatischen Sanktion Maria Theresias Thronfolge zustimmten. Jedoch unter zwei Bedingungen: Sie durfte den Kaisertitel nur in ihren österreichischen Erblanden tragen und durfte keine Ehe mit einem Angehörigen der bedeutenden Herrscherhäuser Europas schließen.

Frischer Wind

Da kam es gerade recht, dass die junge Prinzessin sich unsterblich in den mittellosen Herzog Franz Stephan von Lothringen verliebte. Nach der 1736 erfolgten Heirat bekam der Gemahl 1740 im Reich offiziell den Titel Kaiser Franz I. De facto aber regierte allein seine Gemahlin. Franz lebte 25 kaiserliche Jahre als fügsamer Gatte, ließ die Finger von der Politik, widmete sich lieber Wissenschaften, Künsten und vor allem einer reich gedeckten Tafel. Der 1741 geborene Sohn Joseph hingegen entwickelte sich rasch zum genauen Gegenbild seines Vaters. Nicht beleibt, träge und ausgeglichen, sondern hager, ehrgeizig und nervös.

Um seine Stellung als Thronerbe des Hauses Habsburg-Lothringen und den Anspruch der Dynastie auf die Kaiserkrone zu untermauern, sollte Joseph bereits zu Lebzeiten des Vaters als dessen designierter Nachfolger eingesetzt werden. So wurde er am 27. März 1764 in Frankfurt am Main durch die Kurfürsten zum römisch-deutschen König gewählt. Am 3. April folgte die feierliche Krönungszeremonie.

Im September 1765, einen Monat nach dem Tod seines Vaters, wurde er zum Kaiser und Mitregenten bestimmt. In dem entsprechenden Dekret bekundete Maria Theresia unmissverständlich ihre feste Entschlossenheit, «nichts von der eigentümlichen Beherrschung unserer ständig beisammenbleibenden Staaten ganz oder zum Teil preiszugeben». Mit anderen Worten: Joseph war allenfalls ein Juniorpartner mit beschränktem Stimmrecht. Und so blieb es vorerst bei eher symbolischen Gesten.

In seinem ersten Erlass verbietet Joseph den Kniefall vor ihm und das Händeküssen. «Fort mit dem orientalischen Untertanenritus!», heißt es. Das große Wiesen- und Waldgebiet des Hofes am Wiener Donau-Ufer, im Volksmund «Prater» genannt, gibt er 1766 für jedermann frei, um dort «spazieren zu gehen, zu reiten und zu fahren, und zwar nicht nur in der Hauptallee, sondern auch in den Seitenalleen, Wiesen und Plätzen». Drakonische Sparmaßnahmen folgen: Verkauf von 400 Pferden aus den kaiserlichen Ställen, Abschaffung der öffentlichen Gala-Diners mit ihrem Schaugepränge, Entlassung von Hofbediensteten. Joseph, der immer öfter nach preußischer Manier Uniform trägt, will Steuergerechtigkeit, Einschränkung der Adelsvorrechte, Abschaffung von Zensur und Leibeigenschaft, Aufhebung von Klöstern und Stiften, Revidierung des Schulwesens, Zugang von Nichtadeligen zu Gymnasien und Universitäten und so weiter.

> «Fort mit dem orientalischen Untertanenritus!» Joseph II.

All das möglichst schnell und auf einmal. Denn Joseph ist ein schwieriger Charakter voll rasender Ungeduld. Schon als Kind lautet sein liebster Satz «I mog net!» (Ich will nicht). Er wiederholt ihn so oft, dass man ihn hinter vorgehaltener Hand «Erzherzog Imognet» nennt. Über das Kind berichtet der preußische Botschafter: «Er ist so eigensinnig und starrköpfig, dass er sich lieber einschließen lässt und ohne Essen bleibt, als um Verzeihung zu bitten.» Kaum nominell Kaiser, bombardiert er seine Mutter mit Kritik. Von einer Reise nach Böhmen heißt es als Resümee: «Hier lebt das Volk in größter Unwissenheit; die Bürger werden durch zahlreiche Priester in abergläubischer Gottesfurcht gehalten. Wie kann man solchen Leuten eine so edle staatliche Aufgabe wie die Unterrichtung der Bevölkerung anvertrauen? (…) Daran vor allem mangelt es in

Euer Majestät Erbländern, wie aber auch an wahren christlichen Tugenden.» Maria Theresia legt seine Schreiben meist seufzend beiseite.

Das Ohr am Volke

Grund zum Seufzen gab ihr auch die Schwärmerei des Sohnes ausgerechnet für Friedrich den Großen. Jener Preußenkönig, der ihr in drei Kriegen das schöne Schlesien entrissen hatte, den sie verächtlich nie beim Namen nannte! Dennoch trafen die beiden Männer sich erstmals 1769 in der Stadt Neiße, und Joseph konnte gerade noch am Kniefall vor dem 30 Jahre älteren Hohenzollern gehindert werden. Vorwurfsvoll schrieb die Kaiserin: «Du hast dir jenen Herrn zum Muster gewählt, der so viel von sich reden gemacht hat; besitzt er aber auch nur einen einzigen Freund? Was ist das für ein Leben, aus dem jedes menschliche Gefühl verbannt ist?» Auch bei einer weiteren Begegnung im folgenden Jahr bewunderte der Kaiser seinen Friedrich und dessen aufgeklärten Absolutismus – hatte er doch in dem Preußen inzwischen einen «alten Fuchs» erkannt.

Stets war Joseph inkognito im Habsburger Reich unterwegs und entfloh so dem höfischen Treiben zu Wien. Einmal ließ er sich in dem gefürchteten Gefängnis auf dem Spielberg anketten, um so einen persönlichen Eindruck vom Los der Sträflinge zu bekommen. Als am 19. August 1769 nahe der mährischen Stadt Brünn (heute Brno) seine Kutsche wegen defekter Achsen Halt machte, ging er auf den benachbarten Acker, nahm einem Knecht namens Jan Kartosch den Pflug aus der Hand und zog mit den zwei Gäulen mehrere Furchen über das Feld. Der Monarch als Bauer – das war ein Streich so recht nach Josephs Geschmack. Im Mährischen Nationalmuseum ist der Pflug übrigens bis heute zu sehen.

Im Frühjahr 1777 reiste Joseph nach Paris zu seiner Schwester Marie Antoinette, seit 1774 Königin von Frankreich. Eigentlich sollte er im mütterlichen Auftrag ergründen, warum ihre Ehe mit König Ludwig XVI. nach sieben Jahren immer noch kinderlos blieb. Doch für ihn gestaltete sich das Ganze als eine Bildungsreise. Er interessierte sich für alles, besuchte die Oper und Theater, besichtigte ein großes Altenheim, Manufakturen, den Zoo, den

Der Sohn Maria Theresias schwärmte ausgerechnet für Friedrich den Großen.

Historische Begegnung in Neiße 1769: Joseph begrüßt den Preußenkönig Friedrich den Großen. Ölgemälde um 1857, von Adolph von Menzel (1815–1905). Foto: picture alliance / akg-images

Bild links: Die kaiserliche Residenz in der Wiener Hofburg. Zu sehen auf einem Ölgemälde des Künstlers Bernardo Bellotto (1722–1780) von 1758. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Bild rechts: Joseph (re.) und sein Bruder Leopold, der ihm auf dem Thron folgen sollte. Beide auf einem Ölgemälde von 1769, gemalt von Pompeo Batoni (1708–1787). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Botanischen Garten. Er beobachtete das Exerzieren des Schweizer Eliteregiments, nahm an Sitzungen der Akademie teil und teilte eine Mahlzeit mit den Bewohnern einer Taubstummenanstalt. Vor führenden Politikern erläuterte er «ungestüm und ohne jede Hemmung» die Fehler der französischen Regierung sowie notwendige Reformen des Staates.

Außerdem machte er sich über die steife Hofetikette der Bourbonen lustig, was ihm wenig Freunde in Versailles brachte. Aber nach nur sechs Wochen hatte er die Gebrechen des Staates schonungslos analysiert. Beim Abschied von der Königin sagte er: «Ich zittere wirklich um das Glück Deines Lebens, denn so kann es auf die Dauer nicht weitergehen, und der Umschwung («la révolution»!) wird grausam sein, wenn Du nicht vorbereitet bist.» Eine unheimliche Prophezeiung, denn 16 Jahre später fiel Marie Antoinettes Kopf unter dem Fallbeil der Jakobiner.

Religiöse Toleranz

An der ersten Teilung Polens 1772 nahm Joseph schon regen Anteil. Und während eines erneuten militärischen Konflikts mit Preußen, dem Bayerischen Erbfolgekrieg 1777/78, gehörte er zu den Scharfmachern. Es kam dabei jedoch zu keinerlei Kampfhandlungen. Einziges Ergebnis war, dass Bayern ein kleines Gebiet, das Innviertel mit der Stadt Braunau, an Maria Theresia abtreten musste, wodurch dann 110 Jahre später Adolf Hitler als Österreicher geboren wurde. Das ging übrigens auf einen Schiedsspruch von Zarin Katharina der Großen zurück. Ja, diese Russen!

Nach Maria Theresias Tod im November 1780 bekam Joseph II. endlich die langersehnte Handlungsfreiheit und aufgestaute Energie brach sich Bahn. Unter der Devise «Wenn das Wohl des Vaterlandes es verlangt, muss jede andere Rücksicht schweigen», ging er ans Werk. Die 22 Millionen Gulden aus dem persönlichen Vermögen seines Vaters verwandte er sogleich zur Tilgung der Staatsschulden. Als nächste Regierungsmaßnahme erließ er ein Toleranzedikt, das Lutheranern, Calvinisten und Griechisch-Orthodoxen private Religionsausübung gestattete. Ähnliches galt für die 370.000 Mitglieder der jüdischen Gemeinden, die ihre Ghettos verlassen durften. Es folgte die Abschaffung der Todesstrafe und der Zensur, woraufhin im Land plötzlich Unmengen Bücher, Broschüren und Zeitschriften erschienen. Wenig später dann Maßnahmen zur Gewerbefreiheit, zur Steuergleichheit zwischen Adel und Bauern durch einheitliche Grundsteuern, Umwandlung der Fronarbeit in Geldabgaben, Modernisierung und Vereinfachung der staatlichen Verwaltungsbehörden. Dann – als spektakulärster Schritt – die Aufhebung der Leibeigenschaft zunächst 1781 in Böhmen und Mähren, 1782 dann in allen deutschen Erblanden. Damit eilte Joseph seiner Zeit weit voraus. Manchmal schien der Kaiser nachgerade revolutionäre Entwicklungen zu befürchten, denen nur durch schnellstes Handeln vorzubeugen wäre. Wobei ihm nur selten auffiel, dass viele seiner Reformen von faulen oder desinteressierten Beamten sabotiert wurden.

> «Wenn das Wohl des Vaterlandes es verlangt, muss jede andere Rücksicht schweigen.»
> Josephs Devise

Unermüdlich ging es weiter. Joseph förderte die Donauschifffahrt, ließ neue Straßen und das Allgemeine Krankenhaus für 2.000 Patienten in Wien bauen, sorgte für die Beschleunigung der Post, modernisierte die Häfen von Fiume und Triest, zog fremde Handwerker nach Österreich, indem er ihnen Steuerfreiheit garantierte. Der Kaiser organisierte sogar eine Art Sozialhilfe. Diplomierte Hebammen wurden in die Dörfer geschickt und

vom Staat bezahlte Ärzte behandelten die Armen. Joseph II. schrieb eine allgemeine standesamtliche Erfassung der Bevölkerung und die Nummerierung ihrer Häuser vor, was für die Herren vom Adel einen Schlag ins Gesicht bedeutete, weil sie es für unzumutbar hielten, «wie Sklaven oder Vieh gezählt zu werden». Der Regent versuchte, überall gleichzeitig einzugreifen. «Sein Programm terrorisierte ihn, und er terrorisierte die Menschen, sein Land, die Völker, wenn sie seine Ideen nicht schnell genug aufnahmen und verstanden», so Alfred Mühr in seinem großen Kaiserkompendium. Welche Ausmaße das annahm, wird an einer ungeheuren Papierflut deutlich. Maria Theresia hatte es während 40 Regierungsjahren auf vier Bände mit Gesetzen und Verordnungen gebracht; Joseph II. erreichte in knapp zehn Jahren 18 Bände! Es gibt Edikte, wonach der Kaiser bestimmte, dass Hunde an der Leine zu führen seien und Mädchen kein Korsett tragen dürfen.

Durch die Tartarensteppe

Ein von der Aufklärung inspirierter Herrscher konnte auch die Kirche aus seinem Reformprogramm nicht ausklammern. Bald wurden sämtliche Mönchs- und Nonnenklöster, die sich nicht der Krankenpflege oder der Kindererziehung widmeten, liquidiert. Es waren fast 2.000, die man in Schulen, Lagerhäuser oder Manufakturen umwandelte. Zahlreiche Pilgerfahrten, Prozessionen und der Kult um Lokalheilige wurden verboten. Von den österreichischen Bischöfen alarmiert, bemühte sich sogar Papst Pius VI. im Frühjahr 1782 persönlich nach Wien. Seit fast 400 Jahren war das Oberhaupt der Christenheit nicht mehr über die Alpen gezogen. Joseph empfing ihn äußerst höflich, nahm aber keinen seiner Schritte zurück. Im Gegenteil. Auf strikte Ordnung versessen, regelte er sogar die Frage, wie viele Kerzen auf dem Altar stehen durften. Mit solchen Marotten schädigte er die ausgezeichnete Grundkonzeption seiner sogenannten Josephinischen Reformen.

> «Er war intelligent, ehrlich, energisch, aber auch pedantisch, unnahbar und autoritär.»
> Henry Vallotton

«Er war intelligent, ehrlich, energisch, aber auch pedantisch, unnahbar und autoritär», so der Biograf Henry Vallotton. Viele Freunde besaß der Kaiser nicht. Mit 26 Jahren schon zweimal verwitwet, die einzige Tochter früh gestorben – sein Privatleben präsentiert sich tragisch. So bezeichnete er seine zahlreichen Geschwister oft als «unnütze Bagage». Gelegentlich suchte Joseph Zerstreuung durch Empfänge des aufstrebenden Komponisten Mozart, den er kräftig förderte – denn die Majestät war keineswegs so unmusikalisch wie Milos Formans Film *Amadeus* augenzwinkernd suggeriert.

Maria Theresia ließ ihrem Sohn Joseph nur wenig politischen Spielraum. Gemalt von Martin van Meytens (1695–1770). Foto: Yelkrokoyade, CC BY-SA, Wikimedia Commons

Krönungszug von Kaiser Franz I. und seinem Sohn in Frankfurt am Main 1764. Dargestellt von Johann Dallinger von Dalling (1741–1806). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Schnörkelloser Stil

Zweimal haben sich Joseph II. und sein großes Vorbild, der Philosoph auf dem preußischen Königsthron, getroffen: 1769 kam der österreichische Monarch mit Friedrich II. in Neiße zusammen, ein Jahr später in Mährisch-Neustadt. Zwar eifert er dem Freund Voltaires nicht in dessen Freigeistigkeit nach – Joseph bleibt ein guter Katholik –, doch er übernimmt seinen unprätentiösen Stil bei Hofe. «Bei den Hottentotten und Irokesen», bemerkte der Kaiser einmal, «könnten nicht schauerlichere und lächerlichere Dinge sich ereignen als in der österreichischen Staatsverwaltung, besonders in den Hofstellen und in der Staatskanzlei». Joseph II. schafft den Hofknicks ebenso ab wie den Handkuss und den Pluralis Majestatis. «Ich bin doch keine Reliquie», äußerte er dazu. «Wenn ich immer unter Meinesgleichen bleiben soll, dann gehe ich am besten sofort zu den Patres Kapuzinern.» Damit meinte er, dass er sich dann auch gleich in die Kaisergruft unter dem Kapuzinerkloster, die Begräbnisstätte der Habsburger, legen könnte.

Ein besonderes außenpolitisches Spektakel bot sich 1787. Zarin Katharina die Große von Russland wollte aller Welt die Erfolge ihrer Kolonisation im Landessüden und auf der Krim-Halbinsel demonstrieren. Deshalb lud sie Freunde, Diplomaten und Monarchen aus ganz Europa ein, sie auf einem Triumphzug dorthin zu begleiten. Auch der Kaiser in Wien bekam natürlich ein Reiseangebot.

> «Als ein Diener des Staates habe ich gelebt und für denselben gewacht.» Testament

Im Januar 1787 setzte sich bei klirrendem Frost ein Zug von 14 Kutschen, 124 Schlitten und 40 Gepäckwagen aus Sankt Petersburg in Bewegung. Bis zu 30 Pferde zogen die größten Schlitten, die eher Salons auf Kufen glichen, mit gepolsterten Sitzen, Teppichen, Tischen, Porzellanöfen und Leuchtern. Katharinas leitender Minister Fürst Grigori Potjomkin hatte, dieser Karawane immer vorauseilend, den Ablauf der Reise meisterhaft organisiert. Weniger ansehnliche Dörfer und Städte wurden meist abends in schnellem Lauf passiert, bei Sehenswertem machte man Halt. Joseph bemerkte nach seiner Ankunft Anfang Mai eher amüsiert: «Wer hätte gedacht, mich mit Katharina II. sowie den Botschaftern Frankreichs und Englands durch die Tatarensteppe irren zu sehen. Das ist sicher eine völlig neue Seite im Buch der Geschichte.»

Die berühmt-berüchtigten Potjomkinschen Dörfer, Kulissen aus Pappmaché am Horizont, sind eine boshafte Erfindung und längst als Legende entlarvt. Die neugebaute Stadt Cherson an der Dnjepr-Mündung war hingegen ebenso Realität wie die 73 großen Kriegsschiffe, die am Ufer des Schwarzen Meeres vor Anker lagen. Dass die hochintelligente Katharina versucht haben könnte, ihre Gäste durch billige Schaubudentricks zu beeindrucken, ist eine absurde Vorstellung. Russlands Kulissen erhoben sich ganz woanders und Joseph blickte scharf dahinter. «Hier gelten Leiden und Mühen, ja Menschenleben so gut wie nichts», berichtete der Kaiser. «Hier baut man Straßen und Häfen, Festungen und Paläste mitten in den Sumpf, man pflanzt Wälder in die Wüste; und das alles ohne Lohn für die Arbeiter, die ohne Klage Entbehrungen erdulden, die auf dem nackten Erdboden schlafen und oft Hunger leiden. (...) Der Herr befiehlt, der Sklave gehorcht.»

Pflichtbewusst bis zuletzt

Als Nebenprodukt seiner Russlandreise erfolgte ein militärisches Bündnis mit der Zarin gegen die Türken. Noch 1787 brach dieser Krieg aus, der in einer triumphalen Eroberung Belgrads durch österreichische Regimenter im Oktober 1789 gipfelte. Zu jener Zeit war Joseph II. bereits schwer von Tuberkulose geschwächt. In seinem eigenhändig geschriebenen Testament heißt es: «Als ein Diener des Staates habe ich gelebt und für denselben gewacht.» Mit den Worten «Ich glaube, meine Pflicht getan zu haben als Mensch und Fürst», starb er am 19. Februar 1790 im Alter von nur 48 Jahren. Treffende Worte für einen Mann, der zeitlebens die Leute auch wider ihren Willen glücklich machen wollte.

Der preußische Naturforscher Georg Forster widmete dem Kaiser einen eleganten Nachruf: «Aus der Fackel seines Geistes ist in Österreich ein Funke gefallen, der nie mehr erlöschen wird.» ■

Der Kaiser besichtigte seine Truppen in Minkendorf 1786. Gemalt von Martin Ferdinand Quadal (1736–1811). Foto: CC0, Wikimedia Commons

Geliebt und verkannt

_ Wilhelm II. (1888–1918)

Die Wilhelminische Ära gilt vielen als Inbegriff des deutschen Militarismus. Doch das Zerrbild des säbelrasselnden Hasardeurs wird der Person des Monarchen nicht gerecht: Er war ein Mensch, der sich vor allem für Technik begeisterte – und den Krieg vermeiden wollte.

Moderne Technik war sein Lieblingsmetier. Am 3. März 1904 besprach der Kaiser in Berlin eine sogenannte Edison-Walze, ein Gerät zur akustischen Aufzeichnung und Wiedergabe von Schall. Darauf erklärte Wilhelm II. seine Lebensgrundsätze: «Hart sein im Schmerz, nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos ist, zufrieden mit dem Tag, wie er kommt. In allem das Gute suchen und Freude an der Natur und den Menschen haben, wie sie nun einmal sind; für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen trösten, welche schön ist, und an Herz und Können immer sein Bestes geben, wenn es auch keinen Dank erfährt. Wer das lernt und kann, der ist ein Glücklicher, Freier und Stolzer; immer schön wird sein Leben sein.»

Sozialer Monarch

Besonders schön geriet der Anfang für ihn aber nicht. Bei Wilhelms Geburt am 27. Januar 1859 geschah das Unheil. In der allgemeinen Aufregung wurde die Ursache nicht ganz klar. Ob es der Missgriff eines Arztes war oder die Ungeschicklichkeit einer Krankenschwester – Tatsache ist, dass der linke Arm des Kindes für immer um mehrere Zentimeter verkürzt blieb. Seine herzlose Mutter Victoria (Tochter der gleichnamigen britischen Königin) quälte ihren Sohn jahrelang mit physischen und psychischen Mitteln, um sein körperliches Manko auszugleichen. Dies hinterließ zweifellos Spuren in der kindlichen Psyche. Doch aus dieser Behinderung geradlinig auf eine Schuld Wilhelm II. am Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu schließen, wie der unselige John C. G. Röhl in seiner Biografie herbeifantasiert, ist wenig hilfreich. Frühe Filmaufnahmen zeigen immer wieder, mit welch schneidiger Eleganz sich der Kaiser bewegte. Egal ob zu Fuß oder hoch zu Ross – eine Behinderung ist kaum zu erkennen. Selbst bei der Jagd ging er munter voran. Man hatte etliche Spezialgewehre angefertigt, die er allein mit dem rechten Arm abfeuern und repetieren konnte.

Wilhelm, der als erster Preußenherrscher ein Universitätsstudium absolvierte, sah blendend aus, die Frauenherzen flogen ihm zu. Dass er sich dennoch in die schüchterne, eher unscheinbare, noch dazu ein Jahr ältere und wenig begüterte Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein verliebte und ihre Heirat gegen alle Widerstände durchsetzte, beweist seinen Blick für innere Werte. Fast vier Jahrzehnte wird Auguste Viktoria eine unentbehrliche moralische Stütze an seiner Seite bleiben.

Wilhelm II. In Admiralsuniform. Die Flotte war seine liebste Schöpfung. Farblithografie nach einem Gemälde von Robert Hahn (1883–1940). Foto: Repro Autor

Nach dem frühen Tod des Vaters bestieg Wilhelm II. 1888 den deutschen Kaiserthron. Jung und unreif sei er gewesen, so die Fama. Stimmt das? Als fünffacher Familienvater zählte er bereits 29 Jahre. Bei ihrem Regierungsantritt waren beispielsweise der Große Kurfürst (20), der «Soldaten-

Feierliche Eröffnung des Reichstages am 25. Juni 1888 durch Wilhelm II. Anton von Werner (1843–1915) stellte das historische Ereignis 1893 künstlerisch dar. Foto: CC0, Wikimedia Commons

könig» Friedrich Wilhelm I. (25) und Friedrich der Große (28) jünger gewesen. Alles unreife Bengel? Neben dem Reichskanzler Otto von Bismarck, der vom Lebensalter her sein Großvater hätte sein können, wirkte Wilhelm allerdings jung, dynamisch und unverbraucht. Er hatte die soziale Frage für sich entdeckt und wollte den Werktätigen weitgehende Zugeständnisse machen, zum Beispiel durch Abschaffung der Kinderarbeit. Bismarck weigerte sich beharrlich. Das ging anderthalb Jahre gut, dann wurde der Reichskanzler (übrigens auf eigenen Wunsch!) vom Kaiser entlassen.

Die Hunnenlüge

Es begann die Ära des sogenannten Wilhelminismus. Die immense Popularität des neuen Monarchen beruhte nicht zuletzt auf seiner prononcierten Ausstrahlung als Kaiser aller Deutschen. Das machte Eindruck zu einer Zeit, als der eher rationale Patriotismus des alten Hohenzollern-Staates einem überschäumenden Nationalbewusstsein wich. Das Lebensgefühl einer heranwachsenden Generation äußerte sich oft pompös, lauthals und selbstbewusst.

Man hatte als Deutscher durchaus Gründe, Stolz für sein Land zu empfinden.

Man hatte als Deutscher zur Jahrhundertwende durchaus Gründe, Stolz für sein Land zu empfinden. Eine wirtschaftliche Großmacht mit Kolonialbesitz, ohne deren Wort in Europa keine Entscheidung mehr fiel, ein Staat mit weitgehendem sozialen Frieden, der mehr Künstler, Wissenschaftler und Nobelpreisträger hervorbrachte als alle anderen zusammen, ein Reich voller Glanz und Gloria, das sich selbst immer besser gefiel. Und der daraus resultierende Nationalismus besaß in Europa (vor allem bei den Franzosen) durchaus Vorbilder.

Dass der Kaiser in seinen 30 Regierungsjahren nur Liebediener und Ohrenbläser um sich geduldet habe, gehört ins Reich der Legenden. So schrieb er schon als Kronprinz 1886 an seinen Freund Philipp zu Eulenburg: «Leider ist unsereins oft dazu verdammt, nichts als Schmeicheleien oder Intrigen zu hören, sodass einem die Menschen meist widerlich oder verächtlich vorkommen.» Eulenburg wiederum analysierte den Kaiser 1897: «Wilhelm II. will alles selber machen und entscheiden. Was er selber machen will, geht leider oft schief aus. Er ist ruhmliebend, ehrgeizig und eifersüchtig. Um einen Gedanken bei ihm durchzusetzen, muss man so tun, als ob der Gedanke von ihm komme.» Aber, so informierte er den späteren Reichskanzler von Bülow: «Du wirst immer Zugang zu allen Deinen Wünschen haben, wenn Du nicht versäumst, Anerkennung zu äußern, wo Seine Majestät es verdient. Er ist dankbar dafür wie ein gutes, kluges Kind.»

Bei aller Vorliebe für glänzende Uniformen und zackige Militärparaden – nichts lag Wilhelm mehr am Herzen als die Bewahrung des Friedens. Die ominöse «Hunnenrede», mit der er 1900 seine Marineinfanteristen zum Eingreifen in den chinesischen Boxer-Aufstand motiviert haben soll, ist reine Fiktion. Es gibt dafür nicht den geringsten authentischen Beweis außer dem Bericht eines Provinzjour-

nalisten, der sich wahrscheinlich gar nicht in Hörweite befand. Allein die Vorstellung, Wilhelm hätte seine Soldaten, vor der Weltöffentlichkeit (im chinesischen Krieg waren die Militärkontingente von sechs anderen Nationen präsent) ermuntert, wie während der Mongolenstürme zu hausen, ist grotesk. Wenn der Kaiser in seinen Reden neben Preußen und dem deutschen Rittertum ein Vorbild beschwor, dann waren es die Nibelungen und ihre unerschütterliche Treue. Ausgerechnet den tödlichen Gegner dieser Nibelungen, den Hunnenkönig Etzel, seinen Soldaten als nachahmenswertes Beispiel zu empfehlen – das mutet mehr als unwahrscheinlich an.

Wilhelms Friedensinitiativen

Wilhelm II. liebte öffentliche Auftritte und damit verbundene – gelegentlich aggressiv klingende – Wendungen. Seine Reden hielt er stets ohne schriftliches Konzept. Freilich ließ er sich nie dazu hinreißen, seinen Soldaten Disziplinverstöße zu befehlen. Im Gegenteil: Als er am 15. Juni 1894 in Potsdam die Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) verabschiedete, gab er ihr als Mahnung mit auf den Weg: «Haben Sie stets vor Augen, dass die Leute, die Sie dort treffen, wenn sie auch eine andere Hautfarbe haben, gleichfalls ein Herz besitzen, das ebenfalls Ehrgefühl aufweist. Behandeln Sie diese Leute mit Milde.» In Wilhelmshaven, drei Wochen vor der angeblichen Hunnenrede, forderte er von dem angetretenen Expeditionskorps unmissverständlich: «Die Fahnen, die hier über Euch wehen, gehen zum ersten Mal ins Feuer; dass Ihr mir dieselben rein und fleckenlos und ohne Makel zurückbringt!» Und am 4. Juli 1900 verabschiedete er in Kiel die Mannschaft des Flaggschiffes «Kurfürst Friedrich Wilhelm» mit den Worten: «Bedenkt, dass Ihr mit hinterlistigen, aber mit modernen Waffen ausgerüsteten Gegnern kämpfen müsst. (...) Schont Weiber und Kinder.»

Ein heute vergessener Beweis für die Friedensinitiativen Wilhelms II. ist der Björkö-Vertrag. Am 23. Juli 1905 traf die Kaiserliche Jacht «Hohenzollern» zum Höflichkeitsbesuch im Hafen von Björkö (finnisch: Koivisto) ein. Das Gebiet im Bottnischen Meerbusen gehörte damals zu Russland. Gegenüber ankerte die «Polarstern», das Flaggschiff des Zaren Nikolaus II. Hier erschien am folgenden Tag der Deutsche Kaiser. Mit sich im Gepäck führte er einen Vertragsentwurf, dessen Verwirklichung Europas Völkern womöglich den Ersten Weltkrieg erspart hätte.

Wilhelm II. wusste um zwei entscheidende Dinge. Zum einen gehörte der Zar zu den leicht beeinflussbaren Charakteren. «Nicky» war «Willys» Beredsamkeit (so ihre familiären Spitznamen) in keiner Weise gewachsen. Zum anderen herrschte am Zarenhof Verstimmung darüber, dass die Franzosen trotz einer 1894 abgeschlossenen Militärkonvention sich beharrlich weigerten, dringend benötigte Waffen an Russland zu liefern. Hier setzte Wilhelm an und fragte in Anspielung auf das britisch-französische Bündnis, die Entente cordiale: «Wie wäre es denn, wenn wir auch so ein "little agreement" machten?» Nach Wilhelms Schilderung habe Nikolaus ihn daraufhin in seine Kajüte gezogen und alle Türen fest verschlossen. Dann wollte er das Dokument in Augenschein nehmen. «Dabei funkelten die

Der Deutsche als brutales Untier – US-Hetzplakat aus dem 1. Weltkrieg. Gemalt 1917, von Harry R. Hopps (1869–1937). Foto: CC0, Wikimedia Commons

«Leider ist unsereins oft dazu verdammt, nichts als Schmeicheleien oder Intrigen zu hören.» Wilhelm II.

Grafik: COMPACT

Deutsches Reichswappen seit 1871. Das Wappen der Hohenzollern ziert die Brust des Adlers, gekrönt von der Kaiserkrone. Foto: CC0, Wikimedia Commons

Die kaiserliche Familie: sechs Söhne und Prinzessin Viktoria Luise. Fotografiert von Julius Cornelius Schaarwächter (1847–1904). Foto: Bundesarchiv, Bild 146–2008-0152, Julius Cornelius Schaarwächter, CC-BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

träumerischen Augen in hellem Glanze», erzählte der Kaiser. «Ich zog das Kuvert aus der Tasche, entfaltete das Blatt auf dem Schreibtisch Alexanders III. (es war ein türkisfarbener Bogen Büttenpapier, auf den Wilhelm einen kurzen Text von vier Artikeln auf Französisch eigenhändig mit Feder und Tinte geschrieben hatte) und legte es vor den Zaren hin. Er las einmal, zweimal, dreimal den Text. Ich betete ein Stoßgebet zum lieben Gott, er möge jetzt bei uns sein und den jungen Herrscher lenken. Es war totenstill; nur das Meer rauschte, und die Sonne schien fröhlich und heiter in die trauliche Kabine, und gerade vor mir lag leuchtend weiß die "Hohenzollern" und hoch in den Lüften flatterte im Morgenlicht die Kaiserstandarte auf ihr; da sagte des Zaren Stimme neben mir: "Das ist ganz ausgezeichnet. Ich stimme vollständig zu!"»

Der Kaiser berichtet weiter, sein Herz habe so laut geschlagen, dass er es hören konnte: «Ich raffe mich zusammen und sage so ganz nebenhin: "Würdest Du bereit sein, es zu unterzeichnen? Es würde eine sehr nette Erinnerung an unser Zusammentreffen sein!"» Nikolaus überflog noch einmal das Blatt, dann antwortete er: «Ja, ich will.» Der Deutsche Kaiser klappte das Tintenfass auf, reichte dem Zaren die Feder, «und er schrieb mit fester Hand "Nikolaus", dann reichte er mir die Feder, ich unterschrieb, und als ich aufstand, schloss er mich gerührt in seine Arme und sagte: "Ich danke Gott und ich danke Dir, es wird von den wohltätigsten Folgen für mein und dein Land sein; Du bist Russlands einziger wahrhafter Freund in der Welt."» Wilhelm «stand das helle Wasser der Freude in den Augen – allerdings rieselte es auch von Stirn und Rücken herab». Die Freude währte jedoch nur kurz, weil Politiker beider Länder sich weigerten, den Vertrag zu ratifizieren.

Weg ins Unglück

Die Begeisterung Wilhelms für moderne Naturwissenschaften war sprichwörtlich. Charakteristisch dafür ist seine Freundschaft zu Adolf Slaby, einem Pionier der Elektromechanik und der drahtlosen Telegrafie. Dieser Naturwissenschaftler erhielt persönlichen Zugang zum Kaiser, veranstaltete im Berliner Schloss Seminare über Technik und Physik und erreichte 1899, dass Wilhelm II. allen technischen Hochschulen Deutschlands das Promotionsrecht verlieh, womit sie den klassischen Universitäten gleichgestellt wurden. Slaby erinnerte sich verblüfft, wie der Kaiser ohne Manuskript aus dem Stegreif einen anderthalbstündigen Vortrag über die Probleme des Schiffbaus hielt.

> «Du bist Russlands einziger wahrhafter Freund in der Welt.»
> Zar Nikolaus II.

Nur das Ausland begann, langsam argwöhnisch zu werden, wenn von der Maas bis an die Memel eine Spitzenleistung nach der anderen vollbracht und lautstark verkündet wurde. Frankreich kam sich gegenüber dem rheinischen Nachbarn bald wie ein Industriezwerg vor, die Briten konnten und wollten es nicht wahrhaben, dass deutsche Schiffe die Handelsmarine des gloriosen Albion in den Schatten stellten, Politiker in Sankt Petersburg fürchteten seit der russischen Revolution von 1905 Deutschlands politische Toleranz gegenüber Sozialisten und Marxisten. Allein der alte standhafte Kaiser in Wien hielt mit seiner «fortwurstelnden» Donaumonarchie zu Deutschland. Eines Tages, so Wilhelm II. ahnungsvoll, werde man die Nibelungentreue der Österreicher teuer bezahlen müssen.

«Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser», so eine der markigen kaiserlichen Sentenzen. Es galt, die überseeischen Kolonien in Afrika und Asien (fast alle vor Wilhelms Regierungsantritt

«The Germans to the Front!» – Ein britischer Lord bewunderte Deutschlands Soldaten 1900/01 im chinesischen Boxeraufstand. Gemälde von Carl Röchling, von 1902. Foto: picture-alliance / akg-images

erworben) handelspolitisch und, wenn nötig, auch militärisch zu schützen. Für diesen Zweck benötigte man eine schlagkräftige Kriegsmarine. Die damit verbundene forcierte Flottenrüstung verstrickte Deutschland in einen letztlich verhängnisvollen Wettstreit mit Großbritannien. Warum die Engländer sich freilich von der noch weitaus aggressiveren Aufrüstung zur See der USA damals nicht bedroht fühlten, ist verwunderlich. Ganz offenbar war es der schiere Konkurrenzneid auf eine sich erfolgreich entwickelnde Großmacht, der London 1914 ohne rationalen Grund zu den Waffen greifen ließ.

> «Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.»
> Wilhelm II., 1914

Den Ausbruch des Ersten Weltkriegs konnte der Kaiser nicht verhindern. Sein beschwörendes Telegramm an Zar Nikolaus II. von Russland am 31. Juli 1914 spricht Bände: «Nicht ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht. Noch in diesem Augenblick liegt es in Deiner Hand, es abzuwenden. Niemand bedroht die Ehre und Macht Russlands, das wohl auf den Erfolg meiner Vermittlung hätte warten können. Die mir von meinem Großvater auf dem Totenbette überkommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist mir immer heilig gewesen, und ich habe treu zu Russland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede Europas kann von Dir noch jetzt erhalten werden, wenn Russland sich entschließt, die militärischen Maßregeln einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen.»

Im Exil

Doch Politik und Militär sprachen das letzte Wort – der Weltenbrand begann. Wilhelm hielt sich in der Folgezeit klug zurück, auch mit öffentlichen Auftritten. Im Gedächtnis blieb sein Appell, den er zu Kriegsbeginn vom Balkon des Berliner Stadtschlosses an die Bevölkerung richtete: «Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.» Ansonsten versuchte der Kaiser, den höheren Kommandeuren möglichst freie Hand zu lassen. Von der früher häufig geübten Besserwisserei blieb nicht mehr viel übrig. Nach seiner erzwungenen Abdankung, die er nie akzeptierte und die auch juristisch höchst fragwürdig zustande kam, lebte der Ex-Kaiser im holländischen Exil. Immer in der Hoffnung, sein Volk werde ihn eines Tages zurückrufen. Dass er den Truppen der Deutschen Wehrmacht 1940, ein Jahr vor seinem Tod, zu ihrem Sieg im Frankreich-Feldzug gratulierte, bezeugt ungebrochenen Patriotismus, auch wenn die Fraktion der politischen Korrektheit es heute als Skandalon brandmarkt.

Trotz oder gerade wegen der Katastrophe des Ersten Weltkrieges blieb Millionen Deutschen die Wilhelminische Ära als gute alte Zeit in Erinnerung. In Bob Fosses fulminantem Film *Cabaret* diskutieren im Berlin des Jahres 1932 mehrere Mieter besorgt über das Aufkommen von Kommunisten und Nazis. Am Ende erhebt sich die bis dato schweigende Zimmerwirtin seufzend mit den Worten: «Ich wollte, der Kaiser käme wieder. Damals war wenigstens noch Ordnung.» Dem ist nichts hinzuzufügen… ■

Verlorene Krone

«Seine "Weltmachtpolitik" trug schon Züge dessen, was wir heute als "Globalisierung" propagieren. Seine Kontaktfreudigkeit, die vor Standesgrenzen nicht haltmachte, galt seinem altpreußischen Umfeld als gefährlich fortschrittlich und ganz unmöglich. Seine Aufgeschlossenheit für alles Neue, gerade auf dem Gebiet der Technik und Wissenschaft, wirkte, verglichen mit der Attitüde anderer deutscher Fürsten zu der Zeit, geradezu revolutionär. Und er verfügte über Charisma. Vielleicht ist es gerade das, was man ihm so übel genommen hat, dass er, kein ausgeklügelt Buch, sondern ein Mensch in seinem Widerspruch, die Deutschen emotional an sich gebunden hat wie niemand nach ihm. (…) Insofern darf man dem anonymen Nachruf aus der *Frankfurter Zeitung* wohl zustimmen, der da resümierte, mit Wilhelms Thronverzicht 1918 "zerbrach etwas in Deutschland, das nicht wieder zu bauen ist". Bis heute nicht.» (Der damalige Feuilletonchef Tilman Krause in der *Welt* vom 27.1.2007)

Zu bestellen über compact-shop.de. Bilder: COMPACT

Die Reihe

COMPACT-Geschichte erscheint mit drei Ausgaben pro Jahr. Ihre Leitidee lässt sich als Reaktion auf einen Slogan des Diktators Big Brother aus der Dystopie *1984* zusammenfassen: «Wer die Gegenwart beherrscht, beherrscht die Vergangenheit. Wer die Vergangenheit beherrscht, beherrscht die Zukunft.» Wir wollen nicht zulassen, dass wir Deutschen – auch die künftigen Generationen – durch Umerziehung in einen Schuldkult hineingetrieben werden, der eine glanzvolle Epoche von über 1.000 Jahren auf nur zwölf Jahre Schreckensherrschaft zusammendampft. Neben den bisherigen zehn Heften sind 2020/21 geplant: *Wer finanzierte Hitler?* (Herbst) und *Die größten Geschichtslügen* (Frühjahr). Wer COMPACT-Geschichte abonniert, spart pro Heft 1,10 Euro sowie die Versandkosten und erhält eine Gratis-Prämie: mut-zum-abo.de. ■

Unser Autor Jan von Flocken. Foto: MAM/COMPACT

Der Autor

Jan von Flocken (*1954) studierte Geschichte an der Humboldt-Universität und wurde danach Redakteur bei der Ost-Berliner Tageszeitung *Der Morgen*. Nach der Wiedervereinigung wechselte er 1991 zur *Berliner Morgenpost* und 1996 zu *Focus*. Seit 2005 ist er als freier Autor tätig und schreibt seit der ersten Ausgabe von COMPACT regelmäßig auch für unser Magazin. Im Jahre 2012 hatte er mit einem Referat zur Konvention von Tauroggen – die den Übergang der Preußen vom Bündnis mit Napoleon zur Allianz mit Russland einleitete – einen umjubelten Auftritt auf der 1. Souveränitätskonferenz unserer Zeitschrift. Weitere Vorträge von ihm finden sich auf unserem *Youtube*-Kanal COMPACTTV. Von Flocken profilierte sich zu Beginn der 1990er Jahre mit einer journalistischen Aufarbeitung des DDR-Unrechts und der Folgen für die Opfer des SED-Systems. Aufsehen erregte im Februar 1990 sein Bericht über das vom sowjetischen Geheimdienst NKWD eingerichtete KZ Ketschendorf und den Waldfriedhof Halbe. Für seinen Beitrag zur «Aufdeckung und Behandlung von Menschenrechtsverletzungen durch die DDR-Justiz» erhielt er im Folgejahr, zusammen mit Michael Klonovsky und Erwin Jurtschitsch, den Wächterpreis der deutschen Tagespresse. Der Historiker recherchierte und veröffentlichte insgesamt 16 Bücher zu Ereignissen der Geschichte. Sein Werk über Königin Luise war 1989 das erste, das in der DDR zu diesem Thema erschien. Es folgten Publikationen über Katharina die Große und prominente Feldherren der Weltgeschichte. Seine neueren Bücher erschienen im Verlag Kai Homilius. ■

COMPACT Impressum

Herausgeber & Verlag
COMPACT-Magazin GmbH
Adolf-Damaschke-Str. 56/58, 14542 Werder
E-Mail verlag@compact-mail.de
Website www.compact-online.de

Vertrieb, Bestellungen, Abo-Betreuung
Fon 03327-5698611
Fax 03327-5698617
E-Mail vertrieb@compact-mail.de

Bankverbindung COMPACT-Magazin GmbH
Mittelbrandenburgische Sparkasse
BIC: WELADED1PMB
IBAN: DE74 1605 0000 1000 9090 49

Geschäftsführer Jürgen Elsässer

COMPACT Redaktion
Chefredakteur Jürgen Elsässer (V.i.S.d.P.)
Chef vom Dienst Martin Müller-Mertens
Redakteure Daniell Pföhringer (Politik), Jonas Glaser (Kultur), Mario Alexander Müller (Reportage), Federico Bischoff (Korrespondent)
E-Mail redaktion@compact-mail.de

Cover Iris Fischer
Fotoquellen picture-alliance /akg; picture alliance / Mary Evans Picture Library
Layout/Bild Steffen Jordan

Anzeigenakquise
E-Mail anzeigen@compact-mail.de

Gedruckt in Deutschland

Redaktionsschluss 5.5.2020

ISBN 978-3-948781-90-3

compact-online.de

Das NEIN zum Leben der Völker

Der Talmud liefert hundertfach den Beweis, daß die Judenheit ihrer Prophezeihung der Herrschaft über die Welt nachfolgen muss, wenn sie sich nicht den Zorn von JHWH (Jahwe) auf sich ziehen will. Dazu wird ihr vorgeschrieben, die **Gojim (Nichtjuden)** zu schädigen und letztendlich zu vernichten, wo und wie es nur geht. Zur Einordnung der aktuellen Weltpolitik:

- **„Ich werde dir alle Völker der Erde zu fressen geben und du sollst ihrer nicht schonen“ Josua 23.13 (5 Buch Moses Kapitel 7 Vers 16)**
- „Wir drücken sie [die Nichtjuden] nieder, wir schlagen sie in Gedanken: das wird immer unsere Beschäftigung sein.“ Pesachim 87b Raschi
- „Die Nichtjuden sollen zuschanden werden, die Juden aber sollen sich freuen.“ Baba mezia 33b
- **„Die Juden (allein) werden Menschen genannt, die Nichtjuden aber werden nicht Menschen, sondern Vieh genannt.“ Baba bathra Fol.: 114b**
- **„Die Güter der Nichtjuden gleichen der Wüste, sind wie ein herrenloses Gut und jeder, der zuerst von ihnen Besitz nimmt, erwirbt sie.“ Baba bathra, Fol. 54b**
- „Alle Juden sind geborene Königskinder“ Schabbath 67a
- **„Auf und drisch, Tochter Zion, denn ich [Jahwe] will dein Horn eisern und deine Klauen ehern machen, damit du viele Völker zermalmst.“ Erubin 101a**
- „Überall, wohin sie [die Juden] kommen, werden sie zu Fürsten ihrer Herren.“ Sanhedrin 104a
- **„Der Mensch [Jude] ist verpflichtet, täglich drei Segenssprüche zu sagen: daß er mich nicht zu einem Nichtjuden gemacht hat, daß er mich nicht zu einem Weibe gemacht hat, daß er mich nicht zu einem Unwissenden gemacht hat.“ Menachot 43b**

Wir wollen nicht vernichtet werden! Deswegen berufen wir uns auf den **Esausegen**, der Esau und den **Amalekitern** (daher den Deutschen) durch Isaak zuteil wurde.

Der Esausegen: Thora, 1. Buch Moses, Kapitel 27, Vers 39 und 40

„Deines Schwertes wirst Du Dich nähren und Du wirst Deinem Bruder dienen. Und es wird geschehen, daß Du Dich aufraffst und sein Joch von Deinem Halse reißen wirst und auch ein Herr bist.“

V.i.S.d.P. Isaak, Esaustraße 15, 911 Zion

2 Amalek

Mit Amalek bezeichnen die Juden die Fremden, die nicht ihres Blutes sind. Amalek ist der Nichtjude. Der Name Amalek kehrt vom Alten Testament durch den Talmud bis in die neuesten „Offenbarungen“ jüdischer Schriftsteller in diesem Sinne wieder. Der jüdische Mischna-Kommentator Moses Maimonides, ein von 1185 bis 1204 in Spanien lebender Rabbi, hat für die Ausrottungsbefehle gegen Amalek die klassische Formel gefunden: **„Das 188. Gebot ist, daß uns Jahwe befohlen hat, den Samen Amaleks auszurotten und zwar Männer und Weiber, kleine und große, denn Jahwe sprach (5. Moses 25, 19) du sollst den Namen Amaleks vertilgen.“** Der Jude Samuel Roth schrieb in seinem in New York 1934 erschienenen Buche „Jews must live“ über den jüdischen Haß gegen alle Nichtjuden: **„Die Verachtung der Nichtjuden ist ein Bestandteil der der jüdischen Psychologie.“**

Amalek wird jetzt von den Juden jeder Nationalsozialist genannt. **Es ist also Jahwes Gebot, alles Deutsche auszurotten.** Der in der Systemzeit in Deutschland lebende Jude Arnold Zweig, ein Romanstricker, den die jüdische Reklame groß gezüchtet hatte, schrieb im Jahre 1929 für die Wiener Zeitschrift „Herkunft und Zukunft“ auf Seite 82 in diesem Sinne? „Juda ist ewig und Amalek ist nur langlebig und wird seinen Tod finden als Römer und Deutscher, Rumäne, Ungar und Pole“. Einer der ganz Großen in Juda, der Rabbiner Ignaz aus Chigago, ließ in Cinncinaty 1892 den zweiten Teil seiner „618 Gesetze der mosaischen Lehre“ erscheinen. Dort heißt es auf Seite 110:“ Israel, zerstreut in allen Ländern und unter allen Völkern, kann die Ausrottung Amaleks (d.h. den Nichtjuden) nicht tatsächlich vollziehen, soll aber seinen Haß im Herzen halten. Vergiß nicht, Amalek auszurotten. **Vergiß nicht, es deinen Kindern mitzuteilen, daß sie Amalek auszurotten verpflichtet sind. Vergiß nicht Zeit und Gelegenheit zu seiner völligen Vernichtung zu gebrauchen.“ – „Alle Juden müssen mithelfen, den Weltfeind auszurotten, und dieser Weltfeind ist Deutschland“.**, schrieb 10 Tage nach der Kriegserklärung an Deutschland, am 18. September 1939, daß in Amsterdam erschienene „Candral-Blad voor Israelieten in Nederland“.

Simon Dudnow hatte an den Amerikanischen Juden-Kongreß in New York am 15. März 1937 ein Begrüßungsschreiben gerichtet, in dem es hieß: „In der Finsternis, die der Nazismus über Europa heraufbeschworen hat, erwarten wir einen Lichtstrahl aus dem freien Amerika. Das Volk Israel hat keinen größeren Feind als diesen neuen Amalek, der die historische Nation ausrotten will. Laßt uns wieder einmal den alten Schwur geloben: **„Ewige Krieg zwischen uns und Amalek! Boykottiert den Herrn des Menschen Rassenhasses.“** Die in London erscheinende „Jewish Chronicle“ aber schrieb im Juli 1939: **„Die Judenschlange wird ihren Hydra-Kopf in allen diplomatischen Kreisen zeigen und alle Wege zu einer internationalen Beruhigung versperren.“** Was **Dr. Marcus Eli Navage** im New Yorker „Century Magazine“ in der 8. Januarnummer 1928 eingestanden hatte: **„Wir sind die Erzanstifter von Weltkriegen und die Hauptnutznießer solcher Kriege“**, wurde Wirklichkeit.

Daß das verehrte Haupt Deutschlands fallen müsse, ist jüdischer Hauptsatz. Daß sich verkommene Deutsche fanden, den Arm Judas zu spielen, ist tief beschämend.

Die Wahrheit braucht deine Hilfe um ans Licht zu kommen. Bitte verteile folgende Flugzettel oder lass einzelne Exemplare an entsprechenden Stellen liegen. Da die Meinungsfreiheit in Deutschland nicht gut aufgestellt ist, sind Handschuhe (z.B. aus dem Baumarkt) empfehlenswert. Sonntag Nacht sind kaum Menschen unterwegs. Ein großer Beutel zum transportieren in Verbindung mit ein paar Zeitungen eignen sich gut.

+ ++ ++ ++ ++ Diese FRAGEN betreffen DICH! ++ ++ ++ ++ +

Im Ersten Weltkrieg erzählte die **antideutsche Greuelpropaganda** der Alliierten, daß die Deutschen den belgischen Kindern die Arme abhacken würden, damit diese später keine Soldaten mehr werden können. Es wurden davon gefälschte Fotos verbreitet und Kindern, welchen aus anderen Gründen ein Arm fehlte wurden als **gefälschte "Beweise"** auf öffentlichen Veranstaltungen gezeigt. Gleichzeitig wurde auch in der französischen Presse erzählt, wir würden Kriegsgefangene zu Konservenfleisch verarbeiten. All dies ist heute als Kriegslüge bekannt!
"Die Geschichte ist die Lüge, die der Sieger festgeschrieben hat!" -Napoleon
Könnte es sein, das uns auch heute nicht die Wahrheit über die Vergangenheit erzählt wird?

- **Warum ist bereits in so vielen amerikanischen Zeitungsartikeln im Zeitraum von 1915 - 1938 (bereits lange vor dem sog. Holocaust) immer wieder von 6 000 000 mit dem Tode bedrohten Juden in Osteuropa die Rede?** (siehe Zeitungsartikel auf YouToube.com: "6 Million Jews 1915 - 1938")

- **Warum sind große Teile des Tagebuchs des Holocaustopfers Anne Frank mit einem Kugelschreiber geschrieben, welchen es erst ab 1950 gab?**

- **Warum weisen die meisten "geständigen" Nazis im Bezug auf den Holocaust schwerste Folterspuren (Hodenquetschungen) auf?**

- **Warum sind viele Greuelfotos der KZ's nachgewiesene Bildfälschungen und zeigen oftmals in Wirklichkeit tote Deutsche?** So zum Beispiel wurden Fotos von Güterzügen mit deutschen Flüchtlingen aus den Ostgebieten als "Juden" deklariert!

- **Warum wurde das Entlausungsmittel Zyklon B nur im Mauerwerk der kleinen Wäsche-Entlausungskammern nachgewiesen - nicht jedoch in den angeblichen Gaskammern selbst?**: de.metapedia.org/wiki/Revisionismus_(Holocaust)

- **Warum sind die Lampenschirme aus Menschenhaut und die Schrumpfköpfe alles nachgewiesene Fälschungen bzw. stammen nicht aus Europa?**

- **Wie kann es sein, daß das autobiografische Buch des angeblichen Holocaustüberlebenden Binjamin Wilkomirski jahrelang von der Presse als absolut authentisch gefeiert wird, bis er selbst zugegeben musste, alles nur erfunden zu haben?** Siehe: www.archive.org: **"Die verbotene Wahrheit"**

- **Warum werden die Opferzahlen von Auschwitz ständig korrigiert?** Erst 4 Millionen, dann 300 000, jetzt wieder 1 Million. Siehe auch YouTube.com: **"Ursula Haverbeck ARD Panorama Sendung"** und archive.org: **"Wahrheit sagen"**.

Nur die Lüge braucht die Stütze des Gesetzes!

V.i.S.d.P. Jan Hus, Prager Str. 13, 01415 Konstanz

Der Hooton-Plan – oder wie lasse ich ein Volk verschwinden

Als Hooton-Plan werden in den 1940er Jahren veröffentlichte Gedanken des Harvard-Anthropologen **Earnest Hooton** bezeichnet. Diese stellen die rassischen Eigenschaften der Deutschen in den Mittelpunkt und propagieren statt der psycho-sozialen Umerziehung eine biologische **Umvolkung** als notwendige Maßnahme zu ihrer erfolgreichen und dauerhaften Unterwerfung. Am 4. Januar 1943 veröffentlichte Hooton im Neu Yorker „Peabody Magazine" einen Beitrag mit dem Titel: „Breed war strain out of Germans", in dem er historische Tatsachen ignorierend den Deutschen eine besondere Tendenz zum Krieg unterstellte und ihre Umzüchtung forderte mit der allgemeinen Zielrichtung, den deutschen Nationalismus zu zerstören. Zu diesem Zweck empfahl Hooton, der unterschiedslos alle Deutschen für „moralische Schwachsinnige" hielt, die **Geburtenzahl der Deutschen zu reduzieren sowie die Einwanderung und Ansiedlung von Nicht-Deutschen, insbesondere von Männern, in Deutschland zu fördern**

Einhegungs- und Verdünnungskonferenz

Um gößeren Widerstand bei den Deutschen zu vermeiden, schlug Hooton vor, **diese Umzüchtung langsam durchzuführen.** Ebenso äußerte sich Hooton am 10. Oktober 1944 in der New York Times und an anderen Stellen. Diese äußerst effektive „biologische Waffe" wird mittlerweile in ganz Europa und den VSA eingesetzt, um die „widerspenstigen" Weißen zu zähmen und eine leicht zu beherrschende Bevölkerungsmasse zu erhalten. **In letzter Konsequenz wird, ganz den Vorstellungen des Vordenkers der EU, Graf Coudenhove-Kalergis entsprechend, eine negroid-eurasische Mischrasse gezüchtet.** Natürliche und gesunde Abwehrreaktionen der Völker werden dabei mittels Kampfwörtern wie Rassismus, Xenophobie usw. bekämpft. Der Hooton-Plan, im Vergleich zu Kaufman oder Morgenthau, hat wohl gesiegt. Alle drei sind jüdischer Herkunft.

Was du tun kannst? www.startpage.com: "Handbuch zum Selbsterhalt".pdf

:::Ausdrucken und Weitergeben:::

V.i.S.d.P. www.globalecho.org